[2]

Heinrich Glaskopf.

Ein Unterhaltungsbuch

für

die Jugend

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1845.

Der unglückliche Abend.

Heinrich Glaskopf, den die Leser bald näher werden kennen lernen, hatte den ganzen Abend unglücklich gespielt. Eben sagte er wieder ein Solo in Schellen an, als ein Korporal mit zwei Gemeinen in die Stube trat und ihm ankündigte, daß er ihr Rekrute wäre und sogleich mit ihm gehen müßte. Glaskopf erschrak, daß er vier Matadors aus den Händen fallen ließ. Ich dein Rekrut? sagte er, ich glaub' du bist ein Narr! — da statt der Antwort der Korporal ihm mit dem Stocke drohete uud Miene machte, ihn auf seinen Rücken fallen zu lassen, so ergab er sich in sein Schicksal. Während dieses vorging, hatten Glaskopfs Spießgesellen sich schnell aus dem Staube gemacht, weil sie besorgten, es möchte eine ähnliche Einladung auch an sie ergehen.

Glaskopf wurde auf die Hauptwache gebracht, wo man ihm sein Lager auf einer Pritsche anwies.

Ich muß ein Bette haben, sagte er unwillig. Auf so einem Hundelager kann ich nicht liegen.

Ein Hundelager? sagte der Korporal. Meinst du, daß wir Hunde sind? müssen wir nicht alle Nächte, wenn

wir die Wache haben, hier schlafen? Gleich halte das Maul, oder ich — indem er den Stock in die Höhe hob.

Glaskopf wollte sich wehren, aber die übrigen Soldaten sprangen zu, warfen ihn nieder, und der Korporal zählte ihm zehn auf den Theil des Leibes, auf welchem er zu sitzen pflegte. Das nimm zum Anbisse! sagte der Korporal. Sobald du wieder muksest, so bekommst du dreimal so viel.

Da hörte er denn auf zu reden, aber das Brummen und Knurren dauerte fort, bis die Glocke drei schlug. Da kam die Ordre zum Aufbruch. Der Lieutenant von Wünschelruthe führte den Rekrutentransport. Kaum hatte er sich gezeigt, so kam Glaskopf zu ihm und sagte: Herr Lieutenant! wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich zu meinem Vater gehe und von ihm Abschied nehme?

L. Daraus wird nichts.

Gl. Ich kann doch nicht weggehen wie der Ratz vom Taubenhause.

L. Ei da schreib' deinem Vater aus dem nächsten Quartiere einen Brief, das pflegt der Ratz nicht zu thun.

Gl. Ich muß aber schlechterdings erst zu meinem Vater, weil ich noch allerlei mit ihm abzumachen habe.

Der Lieutenant drehete sich um, ohne ihm zu antworten. Glaskopf aber trat vor ihn und sagte: wenn Sie mir nicht trauen, so geben Sie mir eine Ordonnanz mit.

L. Ein für allemal, daraus wird nichts, du marschirst, und läßt deinen Vater Vater sein.

Gl. Das ist aber doch recht einfältig.

L. Einfältig? Kerl, weißt du, wen du vor dir hast? weißt du nicht, daß ich dein Officier bin? Jetzt will ich es dir noch einmal hingehen lassen, sobald du aber wieder

räsonnirst, so sollen dich ein Paar Korporale Mores lehren. Marsch!

Sogleich wurde aufgebrochen. Kaum aber war der Zug an die Ecke von der langen Gasse gekommen — wup! da war Glaskopf um die Ecke herum, und suchte in der Dämmerung zu entwischen. Aber der Lieutenant von Wünschelruthe, der so etwas mogte geahnet haben, hatte schon die nöthigen Maßregeln auf diesen Fall getroffen. Kaum war Glaskopf einige Schritte gelaufen, so stieß er auf ein Paar Soldaten, die ihn bei der Brust faßten, und ihn zwangen, wieder umzukehren.

Bindet dem Schurken die Hände auf den Rücken und werft ihn auf den Karren! sagte der Lieutenant, und es geschah also.

Glaskopf kommt nicht zum Frühstück.

Unterdessen hatte Glaskopfs Vater eine angenehme Ruhe gehalten. Zwar hatte er seinen Sohn bei dem Schlafengehen vermißt, da er aber wußte, daß derselbe bisweilen die Nacht bei dem Kartenspiele zubrachte, so muthmaßte er nichts Arges, schloß die Thür zu, nahm sein Gebetbuch, las seinen Abendsegen und ging dann flugs und fröhlich schlafen.

Erst da er den folgenden Morgen den Kaffee zu sich nehmen wollte, bei dem sich sonst das Söhnchen pünktlich einzufinden pflegte, wurde er bänglich, da dieses außen blieb. Er wartete noch eine Viertelstunde, in der Hoffnung, daß das Söhnchen zurückkehren würde. Da er nun Jemanden zur Treppe herauf tappen hörte, fing er an ein-

zuschenken. Statt Heinrichs trat aber einer seiner Spielkameraden in die Stube. Guten Morgen, Herr Glaskopf! sagte er.

Gl. Guten Morgen! Hat Er meinen Sohn nicht gesehen?

K. Freilich habe ich ihn gestern Abend gesehen, vielleicht das letzte Mal in meinem Leben.

Gl. Je daß Gott im hohen Himmel erbarme! ist ihm denn ein Unglück begegnet?

K. Weiter gar nichts, als daß ihn die Soldaten zum Rekruten mitgenommen haben.

Gl. Meinen Sohn? zum Rekruten? wo ist er?

K. Das weiß ich nicht. Heute drei Uhr sind alle Rekruten zum Thore hinausgeschafft worden.

Gl. So schlage Pulver und Blei drein!

Sogleich zog er sich an und lief zum Kommandanten. Hier wurde er aber nicht vorgelassen, sondern um eilf Uhr wieder bestellt.

Bei seinem Eintritte empfing ihn der Kommandant sehr ernsthaft und fragte: was bringt Er mir denn, Meister Glaskopf?

Gl. Was sollte ich Ihnen denn bringen, gnädiger Herr, das Sie nicht hätten. Sie haben meinen Sohn unter die Soldaten nehmen lassen!

K. Das habe ich allerdings gethan. Wenn Er vielleicht gekommen ist, ihn loszubitten, oder loszukaufen, so bedaure ich, Ihm sagen zu müssen, daß Seine Bemühung ganz umsonst ist.

Gl. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß es mein einziger Sohn ist? Haben Sie denn nicht in der Landes-

ordnung gelesen, daß bei der Einberufung zum Kriegsdienste die einzigen Söhne frei sein sollen?

K. Das habe ich wohl gelesen. Aber zwischen Einberufung und Einberufung ist ein Unterschied. Wenn Leute einberufen werden, um unsere Armee vollzählig zu machen, so werden die einzigen Söhne verschont; jetzt wird aber ein Regiment ausgehoben, das in's Ausland in fremden Sold gegeben werden soll, und da müssen wir auf ganz andere Dinge Rücksicht nehmen.

Gl. Aber auf was denn für Dinge? gnädiger Herr! ich bitte Sie.

K. Auf die Liederlichkeit, wenn Er es ja wissen will. Der Wille unsers gnädigsten Landesherrn ist, daß die gegenwärtige Aushebung das Land von liederlichen Leuten, von Taugenichtsen befreien soll.

Gl. Um Gottes Willen! Gnädiger Herr! Sie werden ja meinen Sohn nicht unter die liederlichen Leute, unter die Taugenichtse rechnen?

K. Worunter denn sonst? ich habe mir eine Liste von allen liederlichen Leuten in meinen Bezirk einreichen lassen. Wer da obenan stand, das war Heinrich Glaskopf. So heißt doch Sein Sohn?

Gl. So heißt er allerdings. Aber halten Sie mir zu Gnaden, da sind Sie falsch berichtet.

K. Nicht räsonnirt! Meint Er, daß ich ein altes Weib bin, das sich Nasen drehen läßt? Was treibt denn Sein Sohn für ein Geschäft? keins. Wo hält er sich auf? in Schenken und Wirthshäusern. Was thut er da? er säuft, spielt in der Karte und verführt ehrlicher Bürger Söhne. Ist das wahr? oder ist es nicht wahr?

Gl. So schlimm wird es ja nicht sein. Und wenn

mein Heinrich ja nicht immer ordentlich gelebt hätte, so ist er ja ein junges Blut. Wenn erst die Jahre kommen, so wird schon der Verstand —

K. Schwatze Er nicht solch albernes Zeug. Jung gewohnt, alt gethan. Wenn man Seinen liederlichen Sohn länger laufen läßt, so nimmt er am Ende eine Frau und bekömmt Familie, die wieder eben so liederlich ist, wie er, und die hernach dem Staate zur Last fällt.

Gl. Sehen Sie doch aber nur meine grauen Haare an!

K. Ich sehe sie an. Ich muß sagen, daß Er einen hübschen Graukopf hat. Aber was will Er mit Seinen grauen Haaren?

Gl. Sie werden doch wohl dem alten Graukopfe nicht seine einzige Stütze nehmen?

K. Er wird doch wohl nicht glauben, daß Sein liederlicher Sohn Seine Stütze ist? Gott im Himmel bewahre alle Grauköpfe vor solchen Stützen! Wo ist denn das Kapital, das Er bei der Rattenhäuser Gemeine stehen hatte? Wo die 150 Thaler, die Er an Nikolaus Gelbschnabel ausgeliehen hatte? Hat nicht Sein Sohn alle dies Geld durchgebracht? damit Er nicht am Ende darben müsse und vom Ungeziefer gefressen werde, deßwegen hat man Seinen ungerathenen Sohn fortgeschafft. Thut Ihm dieß weh, so kann ich weiter nicht helfen, warum hat Er ihn nicht besser erzogen.

Gl. Aber sollte es denn nicht für Geld —

K. Für kein Geld.

Gl. Ich bitte nochmals unterthänigst.

K. Er geht!

Gl. Aber erlauben Sie —

K. (mit stärkerer Stimme). Er geht!

Und er ging.

Glaskopf wird gezüchtigt.

Während Meister Glaskopf ging, fuhr sein Sohn; doch wäre er lieber gegangen, wenn es auf ihn angekommen wäre.

Als der Zug der Rekruten Nachmittags in einer Festung ankam, wurde er dem Hauptmann Benetnasch übergeben, der sich sogleich erkundigte, wer der Arrestant sei, und was er verbrochen habe?

Lieutenant Wünschelruthe erzählte es ihm ausführlich.

Darauf befahl der Hauptmann, daß man ihn sogleich über eine Schütte Stroh legen, und ihm 25 Stockschläge aufzählen solle.

Gl. Herr Hauptmann! ich bitte Sie um Gotteswillen, wo haben Sie denn Ihre Gedanken? 25 Stockschläge wollen Sie mir geben lassen? Wofür denn?

H. Dafür, daß du in eine Nebengasse gesprungen bist, und in der Dunkelheit hast entwischen wollen.

Gl. In die Nebengasse bin ich gesprungen, das ist wahr, daß ich aber hätte entwischen wollen, das ist mir nicht im Traume eingefallen. Ich wollte nur etwas verrichten.

H. So! also bist du unschuldig?

Gl. Ganz unschuldig.

H. Zählt ihm dreißig auf, ohne Widerrede. Sogleich wurde das Urtheil vollzogen. Das heftige Schreien Glas-

kopfs bewies, daß die Korporale den Stock gut zu führen wußten.

Sobald die Exekution geendigt war, trat der Hauptmann zu dem Gezüchtigten, klopfte ihn auf die Achseln und sagte: sieh mein Sohn! diese Schläge habe ich dir unschuldiger Weise geben lassen, und thun dir schon so weh — wie weh werden sie dir erst thun, wenn ich sie dir einmal schuldiger Weise werde geben lassen!

Mit diesen Worten ging er fort und überließ Glaskopfen seinem eigenen Nachdenken.

Zeit hatte er nun zum Nachdenken. Ob er aber wirklich nachgedacht habe? davon hat man keine sichern Nachrichten. Wahrscheinlich aber that er es nicht, denn Nachdenken war ganz und gar nicht seine Sache. Was ihm einfiel, das that er, ohne zu überlegen, ob es Recht oder Unrecht sei, ohne nachzudenken, was es für Folgen haben werde.

Jetzt lag er auf dem Bauche, sah eine halbe Stunde starr vor sich hin, dann öffnete er den Mund und sagte: kann ich ein halb Nösel Branntwein haben?

Wenn du Geld hast, gab ihm ein Korporal zur Antwort. Hier ist Geld! sagte er, indem er einen Zwanzigkreuzer auf die Erde warf.

Der Korporal that, als wenn er es nicht bemerkte. Da aber Glaskopf fragte, warum er keinen Branntwein bekäme? antwortete dieser: Du hast mir ja noch kein Geld gegeben.

Gl. Da liegt es ja.

K. Ei was geht mich das Geld an, das auf der Erde liegt. Wenn du etwas haben willst, so kannst du mir das Geld dafür in die Hand geben, und mich bitten, daß ich es

holen lasse. Meinst du denn, daß wir Hunde sind, die apportiren, was du ihnen vorwirfst?

Da bequemte er sich endlich, stand auf, hob unter großen Schmerzen den Zwanzigkreuzer auf, gab ihn dem Korporale, und bat, daß er ihm ein halbes Nösel Branntwein möchte holen lassen.

Dieß wurde sogleich durch einen Soldaten herbei geschafft, Glaskopf trank es auf einen Zug aus, legte sich dann wieder auf den Bauch und schlief ein.

Den nächsten Tag wurde er, nebst allen seinen Kameraden, deren gegen dreihundert, aus verschiedenen Gegenden waren zusammengebracht worden, kommandirt, sich im Exerciren unterrichten zu lassen. Der Hauptmann Benetnasch war selbst dabei. Er ließ die Korporale zusammenkommen, und sprach zu ihnen so laut, daß es sämmtliche Rekruten, die kein schwer Gehör hatten, vernehmen konnten: „Ihr Herren Korporale! macht eure Sachen gut. Laßt Euch keine Mühe verdrießen. Wenn dieser oder jener Bursche das Exercitium nicht gleich begreifen sollte, so werdet darüber nicht böse, und schlagt nicht gleich zu. Ein Rekrute ist kein Hund. Ich will kein Hauptmann von Hunden, sondern von Menschen sein. Sollte sich aber da oder dort ein Trotzkopf finden, der es darauf anlegte, nichts zu lernen, oder der so gar tölpisch wäre, daß ihr ihm nichts beibringen könntet, so erstattet darüber Rapport und ich werde dann das Weitere verordnen.

Nun ging die Arbeit an. Der Hauptmann ging dabei mit dem Lieutenant auf und ab, und faßte immer Glaskopfen vorzüglich in die Augen.

Dieser machte seine Sache ganz vortrefflich und begriff

sogleich alles, sobald man es ihm nur gezeigt und vorgemacht hatte.

Bei diesem, sagte der Hauptmann zum Lieutenant, scheinen die gestrigen Prügel doch gute Wirkungen gethan zu haben. Er scheint zu der Gattung von Menschen zu gehören, bei welchen man durch Vorstellung und Zureden nichts ausrichtet, die nur durch Schläge und andere harte Mittel dahin gebracht werden können, daß sie ihre Schuldigkeit thun.

So lernte Glaskopf nach und nach das ganze Exercitium, ohne daß er einen Schlag bekam. Dessen ungeachtet wollte ihm das Soldatenleben gar nicht gefallen, und seine Kameraden hörten ihn oft sagen: wenn ich nur wieder bei meinem Vater wäre..

Ueber Langeweile durfte er zwar nicht klagen, weil der Kommandant den Rekruten gar artig die Zeit zu vertreiben wußte. Wenn die zum Exerciren bestimmten Stunden vorbei waren, so wurden sie an den Wall geführt, wo sie einen Graben aufwerfen und eine neue Schanze anlegen mußten. Da aber Glaskopf von seinem Vater nie zur Arbeit war angeführt worden, so konnte er an diesem Zeitvertreibe gar keinen Geschmack finden. Auch wollte ihm die Kost gar nicht schmecken. Des Morgens vermißte er den Kaffee, und zu Mittag den guten Tisch, den er bei seinem Vater gehabt hatte, wie auch das kräftige Stadtbier, wovon er ehedem einige Kannen täglich zu sich zu nehmen pflegte. Ein Kommisbrod und vier Kreuzer täglich, das war alles, was er zu seiner Beköstigung hatte.

In den ersten Tagen wußte er sich zwar zu helfen. Da hatte er noch einige Mutterpfennige, oder eigentlich

Vaterpfennige, die trug er in die Garküche und in das Bierhaus, und that sich gütlich davon. Da aber diese verzehrt waren — woher nun Hülfe und Rath? Mit gesenktem Kopfe ging er zur Garküche und forderte eine Portion Schweinebraten uud einen Schnaps.

Hier ist beides, sagte der Garkoch, es kostet drei Groschen und sechs Pfennige.

Glaskopf wollte es sogleich in Empfang nehmen, der Garkoch meinte aber, er möchte erst das Geld dafür auf den Tisch zählen.

Ich habe gerade keins bei mir, war die Antwort, Er kann es ja einstweilen anschreiben.

Das ist mir etwas Leichtes, sagte der Garkoch, aber wer soll es denn bezahlen?

Mein Vater bezahlt alles, war Glaskopfs Antwort. Aber der Garkoch wollte davon nichts wissen, und sagte: wenn du kein baares Geld hast, so sind wir geschiedene Leute, nahm seinen Schweinebraten und ging fort.

Das war für Glaskopfen, der gewohnt war, alles zu kaufen, wornach er Appetit hatte, ein sehr harter Schlag. Er glaubte nicht, daß es möglich wäre, so etwas zu überleben, und sann hin und her, wie er sich Schweinebraten verschaffen könne. Da kam ein Bauer mit einer Portion Schweinebraten, aus der Garküche getreten. Wie der Magnet das Eisen, so zog der Braten Glaskopfen an sich.

Er trat zum Bauer: Höre, guter Freund! sagte er, was kostet dieses Stück Braten?

B. Drei Groschen.

Gl. Drei Groschen? Der Koch ist ein Spitzbube. Achtzehn Pfennige ist die Taxe. Du hast ihm doch wohl das Geld noch nicht gegeben?

B. Ei das wollte ich meinen.

Gl. Weißt du was, ich will dir doch aus der Noth helfen. Ich bin der Brateninspektor. Gib mir den Braten, ich will ihn zum Bürgermeister tragen, da bekommst du deinen Braten und dein Geld wieder, und der Kerl wird noch obendrein gestraft. Ohne den Bauer sich lange besinnen zu lassen, nahm er ihm den Braten aus der Hand, sagte, der Bauer solle nur hier vor dem Hause warten, und er ging in das Haus hinein. Heraus sah man ihn aber nicht wieder kommen. Der Bauer wartete eine Stunde, ging in das Haus, klopfte an allen Thüren an, und erkundigte sich nach dem Brateninspektor. Da aber Niemand etwas vom Brateninspektor wissen wollte, so schlich er mit nüchternem Magen nach Hause. Unterdessen war Glaskopf durch eine Hinterthür des Hauses entwischt und hatte sich den Schweinebraten wohl schmecken lassen.

Solche Pfiffe spielte er mehrere, und schaffte sich dadurch immer etwas, das er zu seinem Kommisbrode essen konnte.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.

Dieses Sprichwort traf auch bei unserm Glaskopf ein. Einst ging er mit einem Kameraden, der eben so ein Zeisig war, aus, über den Markt, um etwas erwischen zu können. Sie sahen einen Bauer in einem Bäckerladen, der das Geld einstrich, das er für seinen Weizen gelöset hatte, es in seinen Beutel, und diesen in die Rocktasche steckte. Sogleich wurde die Verabredung getroffen, wie sie

des Beutels habhaft werden wollten. Der Kamerad, Lindwurm war sein Name, wartete in einiger Entfernung, bis der Bauer heraus kam, und sich etwas vom Bäckerhause entfernt hatte. Dann ging er auf ihn los, blieb vor ihm stehen, schlug die Hände zusammen und sagte: nun, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich meinen lieben Schwager hier finden würde. Je guten Morgen, lieber Schwager! fiel ihm um den Hals, herzte ihn und küßte ihn, unerachtet der Bauer sich loszuwinden suchte, und einmal über das andere rief: Kerl, du bist ein Narr. Während dieser Umarmung schlich sich Glaskopf bei, zog den Beutel aus der Tasche und entwischte damit in eine Nebenstraße. Sobald Lindwurm seinen Kameraden in Sicherheit glaubte, endigte er seine Umarmung, und sagte: warum nennst du mich denn einen Narren? Bist du denn nicht Bernhard Schröder?

Ich glaube, du hast zu viel getrunken. Ich heiße Hieronymus Linsenbart, sagte der Bauer.

Nun, versetzte Lindwurm, da müßte ich mich geirrt haben. Kein Ei kann dem andern so ähnlich sehen, als du meinem Schwager. Nimm es nicht übel, irren ist menschlich.

Mit diesen Worten schieden sie aus einander.

Während dieser Umarmung rauchte der Herr Hauptmann Benetnasch, oben am Fenster, seine Pfeife Tabak, und sah den ganzen Auftritt mit an. Sobald er geendigt war, rief er mit starker Stimme: He Bauer!

Mehrere Bauern, die hier standen, sahen in die Höhe. Du Bauer! fuhr er fort, Kroms oder Dix, mit den gelben Hosen, wo hast du denn deinen Geldbeutel?

Der Bauer fuhr mit der Hand nach der Tasche, und

da er seinen Beutel nicht fand, rief er: den hat der Henker geholt. Der infame Gaudieb! — und sogleich lief er Lindwurmen nach. Dieser aber, der sich oft umsah, und wohl zwanzig Schritte voraus war, entwischte ihm.

Traurig ging er zurück und sah nach dem Fenster, aus dem die Stimme gekommen war.

Hast du deinen Beutel wieder? fragte ihn der Hauptmann.

Ach, ich habe den Spitzbuben nicht mehr einholen können, war seine Antwort.

So komm herauf! sagte der Hauptmann.

Der Bauer kam herauf, der Hauptmann ließ ihn in ein Nebenzimmer treten, und machte ihm Hoffnung, daß er ihm vielleicht wieder zu seinem Beutel werde verhelfen können.

Vorher hatte er aber einen Korporal mit ein Paar Soldaten abgeschickt, um Glaskopfen zu arretiren und sogleich herzubringen.

Nach einer Viertelstunde brachten sie ihn.

Jetzt ließ der Hauptmann den Bauer hereintreten, und fragte Glaskopfen: kennst du den Mann?

Gl. (blaß wie eine Wand). Ich weiß nicht, wie er heißt.

H. Der Mann hat seinen Geldbeutel verloren, weißt du nicht, wer ihn gefunden hat?

Gl. (zitternd den Geldbeutel hinreichend). Hier ist ein Beutel, Herr Hauptmann, den ich auf dem Markte fand. Ist das der Beutel, den Sie meinen?

H. Na Bauer! ist das dein Geldbeutel?

Der Bauer bejahete es freudig. Der Hauptmann

übergab ihm denselben, und sagte: da! sieh dich ein andermal besser vor!

Herzlich drückte der Bauer dem Hauptmanne die Hand, und entfernte sich.

Glaskopf mildert durch sein aufrichtiges Geständniß die verdiente Strafe.

Also, fragte der Hauptmann Glaskopfen, hast du den Beutel wirklich gefunden?

Gl. (den Kopf hängend, ohne ein Wort zu sagen).

H. Sprich, Kerl! Hast du ihn gefunden?

Gl. Nein.

H. Wie hast du ihn bekommen?

Gl. Ich habe ihn dem Bauer aus der Tasche genommen.

H. Das war dein Glück, daß du nicht läugnetest. Hierauf ließ er ihn abtreten.

Der Hauptmann Benetnasch war gar ein lieber Mann, nichts war ihm unangenehmer, als wenn er seine Leute mußte prügeln lassen. Er hätte sie gern alle zu guten Menschen gemacht. Deßwegen redete er ihnen von Zeit zu Zeit an's Herz und suchte sie auf gute Wege zu bringen. Er ließ daher Nachmittags Glaskopfen zu sich bringen, und fragte ihn: nun Glaskopf! wenn ich dir jetzt wieder Prügel aufzählen lasse, bekommst du sie denn auch wieder unschuldiger Weise?

Gl. Nein, Herr Hauptmann! ich habe sie verdient.

H. So gefällt mir's: unrecht thun ist strafbar, aber das Unrecht abläugnen, oder vertheidigen, das verdient

doppelte Strafe. Wir wollen doch weiter von der Sache sprechen, damit ich sehe, ob du die Wahrheit sprichst.

Hast du zu Hause auch schon gestohlen?

Gl. Niemals.

H. Was hat dich denn verleitet, hier zum Diebe zu werden?

Gl. Die Noth.

H. Wirklich? Bekommst du denn nicht täglich dein Kommisbrod und deine vier Kreuzer?

Gl. Das wohl. Ist das aber auch wohl eine Kost für einen Kerl wie ich bin?

H. Hm! Hm! Was für ein Kerl bist du denn? Hast du denn zu Hause bessere Kost gehabt?

Gl. Das wollte ich meinen. Da hatte ich Morgens meinen Kaffee und meine Buttersemmel, Mittags Suppe, Zugemüse und Fleisch, ein paarmal die Woche auch Braten. Bier konnte ich trinken, so viel als ich wollte. Des Abends hatte ich wieder eine gute Mahlzeit.

H. Das ist viel. Womit verdientest du denn das?

Gl. Ich verstehe Sie nicht.

H. Ich spreche doch Deutsch. Diese Kost hattest du doch nicht für vier Kreuzer, die mußte doch ein hübsches Geld kosten. Womit verdientest du denn dies Geld?

Gl. Die Kost kostete mich nicht einmal vier Kreuzer, mein Vater gab sie mir umsonst. Sie hätten mich ja bei meinem Vater lassen können, so wäre dies Unglück nicht geschehen.

H. Ich habe dich nicht von deinem Vater trennen lassen, dieß ist auf Befehl des Landesherrn geschehen, der hierzu seine guten Absichten gehabt haben muß, und ein Unterthan muß seinem Landesherrn gehorchen. Wenn dir

aber dein Vater eine so gute Kost gab, so mußt du doch auch wohl etwas für ihn gearbeitet haben?

Gl. Ach mein Vater war so gut, daß er mir so etwas gar nicht zumuthete.

H. Ob das gut von deinem Vater war, das will ich jetzt nicht untersuchen. Von dir war es aber schlecht, daß du so etwas annahmst. Sag' mir nur, wo du deine Gedanken gehabt hast, daß du junger starker Kerl dich von deinem alten Vater hast umsonst füttern lassen?

Gl. Er wollte es ja nicht anders haben.

H. Dein Vater mag ein herzensguter Mann sein, was aber bei seinem Gutmeinen herausgekommen ist, das siehst du. Mehrere hundert Bursche liegen hier, die alle, so wie du, ihr Kommisbrod und ihre vier Kreuzer erhalten und damit auskommen. Du aber, verwöhnter, verzogener Kerl! kannst damit nicht auskommen, sondern fängst an zu stehlen. Damit du siehst, daß ich es gut mit dir meine, so will ich dich dafür strafen, damit du dir das Stehlen abgewöhnst, und dem Galgen entgehest. Ich will noch mehr thun, ich will dich die Strafe selbst wählen lassen. Willst du lieber fünfzig Prügel, oder vierzehn Tage bei Wasser und Brod sitzen.

Gl. Ach! Herr Hauptmann! Das Beste wäre, daß Sie mich wieder zu meinem Vater schickten. Sie sehen, daß ich zum Soldaten nicht tauge, weil ich mit vier Kreuzern und einem Kommisbrode nicht auskommen kann. Ich verspreche es Ihnen bei Hand und Mund, daß ich in meinem Leben nicht wieder stehlen will.

H. Ich glaube es wohl, daß du es nicht wieder thun wirst, so lange du beim Faullenzen vollauf zu essen und

zu trinken hast. Wie aber, wenn dein Vater stirbt, und sein Vermögen aufgezehrt ist?

Gl. Mein Vater hat ein hübsches Vermögen, das wird ja dauern so lange ich lebe.

H. Wie lange glaubst du denn zu leben?

Gl. Wer kann das wissen?

H. Das kann allerdings Niemand wissen. Wenn du nun freilich in ein Paar Jahren zu sterben denkst, so kann deines Vaters Vermögen so lange reichen. Wenn du aber nur 50 Jahre alt werden solltest, so reicht sein Vermögen nicht bis dahin. Hat dein Vater noch keine Kapitale aufkündigen müssen?

Gl. Ich weiß es nicht.

H. Nun so weiß ich es, daß er schon zwei Kapitale aufgekündigt hat, die du durch die Gurgel gejagt hast. Was soll denn das künftig werden? Kann nicht ein Brunnen ausgepumpt werden, wenn er keinen Zufluß hat? Und was soll denn aus dir werden, wenn das Vermögen durchgebracht ist, und du nicht gelernt hast, durch Arbeit etwas zu verdienen? Ist's nicht wahr, dann wirst du dich wieder auf's Stehlen legen? Kannst du dann etwas anderes erwarten, als Zuchthaus oder Galgen? Denn gut essen und trinken und faullenzen, das ist gerade der Weg zum Zuchthause und Galgen. Um dich von diesem Wege abzubringen, will ich dich vierzehn Tage bei Wasser und Brod setzen lassen. Wirst du dadurch kurirt — gut! so will ich mich darüber freuen; setzest du aber auch hernach noch dein Diebshandwerk fort, so will ich selbst dazu behülflich sein, daß du an den Galgen kommst.

Glaskopf wollte noch allerlei Einwendungen machen,

der Herr Hauptmann drehete sich aber um und sagte: du hast deinen Bescheid!

Glaskopf wurde also wirklich hingesetzt, und erhielt täglich, statt der Buttersemmeln, des Fleisches und Bratens, Kommisbrod, und statt des Kaffees und Biers, Wasser, so viel er trinken wollte.

Eine ähnliche Bußpredigt hielt der Hauptmann auch an Lindwurmen, den er mit fünfzig Stockprügeln absoldete. Uebrigens besuchte der Hauptmann den Arrestanten immer einen Tag um den andern, und gab ihm gute Ermahnungen, die auch wirklich auf ihn guten Eindruck machten. Unter andern sagte er: danke du dem lieben Gott in deinem Morgen- und Abendgebete, daß du unter die Soldaten gekommen bist. Wenn du hier lernst mit Wenigem auskommen, so wirst du es können, wenn du einmal deine eigene Haushaltung anfängst. Das ist aber nicht genug, du mußt dich auch zur Arbeit gewöhnen. Hast du denn gar nichts gelernt?

Gl. Nichts als meines Vaters Profession.

H. Was ist denn dein Vater?

Gl. Ein Lohgerber.

H. Warum hast du denn diese Profession nicht fortgesetzt? Wer sie recht versteht, kann viel damit erwerben.

Gl. Ich konnte die Nässe nicht vertragen.

H. Das sind faule Fische. Ein junger Mensch muß alles vertragen können. Muß doch dein alter Vater auch die Nässe aushalten.

Der Hauptmann Benetnasch sorgt als ein Vater für Glaskopf.

Nach dieser Unterredung verließ der Hauptmann die Wache, Glaskopfen aber verließ er nicht, sondern sorgte für ihn, wie ein Vater, möchte ich sagen, wenn sein Vater wirklich vernünftig für ihn gesorgt hätte.

Er ließ nämlich einen Lohgerber zu sich kommen und fragte ihn, ob er nicht einem Soldaten, der ehemals auch seine Profession getrieben hätte, Arbeit geben wolle. „Ich will es Ihm aber frei heraussagen,“ setzte er hinzu, „viel Gutes ist nicht an dem Menschen. Von der Profession versteht er nicht viel, von der Arbeit ist er kein Freund, ißt aber gern etwas Gutes, und trinkt auch gern etwas Gutes.“

Aber gnädiger Herr! was soll ich denn mit so einem Menschen machen?

H. Ihn zu einem guten Menschen ziehen.

G. Ziehen? dazu bin ich zu alt, und der Mensch ist zur Zucht nicht jung genug.

H. Nun, Meister Derb! bedenke Er, daß Er die Lederlieferung bei meiner Kompagnie hat, und daß es Ihm gut deucht, wenn Er alle Quartale einen Beutel voll Laubthaler einstreichen kann.

G. Hm! das ist ja wohl wahr. Was ich Ihnen thue, das thue ich keinem Andern. Ich will es halt mit ihm versuchen. In die Kost kann ich ihn aber nicht nehmen, das erlaubt meine Wirthschaft nicht. Ich will ihm den Tag drei Groschen geben. Sind Sie das zufrieden?

H. Ja, das bin ich zufrieden. Habe Er aber nur

Geduld mit ihm, und vergesse Er nicht, daß Er ein Gottes Lohn verdient, wenn Er den faulen Bengel zur Arbeit gewöhnt.

Nachdem das vierzehntägige Fasten geendigt war, mußte Glaskopf bei dem Herrn Hauptmanne erscheinen. Seine rothen Backen waren weg, seine Glieder waren matt, und er war so zahm, daß man ihn, wie man zu sagen pflegt, hätte um einen Finger herum wickeln können. Da er in das Zimmer des Herrn Hauptmanns trat, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte: ich danke, Herr Hauptmann, für die gnädige Strafe.

H. Geht das von Herzen?

Gl. Ja, Herr Hauptmann!

H. Nun du hast auch Ursache, zu danken. Glaskopf! Glaskopf! glaube mir, wenn ich dir die vierzehn Tage lang Gebratenes und Gesottenes gegeben hätte, es wäre dir nicht so gut gewesen, als daß ich dich lehrte, mit Wasser und Brod vorlieb nehmen. Bist du kurirt, so wirst du mir in deinen alten Tagen noch danken, und deinen Kindern sagen: der Hauptmann Benetnasch hat als ein rechtschaffener Mann an mir gehandelt. Bist du nicht kurirt, so ist dieß meine Schuld nicht. Jetzt gehe in die Gesindestube und thue, was dir mein Bedienter sagen wird. Wenn du es gethan hast, so komme wieder.

Er ging hin, und fragte den Bedienten, was er thun solle?

Weiter nichts, erhielt er zur Antwort, als verzehren, was hier aufgetragen ist.

Aufgetragen war aber eine gute Rindfleischsuppe, ein Teller voll Kohlrabi und Rindfleisch und ein Krug Bier.

Noch nie hatte Glaskopf die Aufträge seines Haup=

manns mit so vielem Vergnügen ausgerichtet, als dießmal. Er setzte sich sogleich an den Tisch, und nahm zu sich, was aufgetragen war. So gut hatte es ihm in seinem Leben nicht geschmeckt. Nach eingenommener Mahlzeit ging er zu dem Hauptmanne und dankte ihm, wie es schien, noch herzlicher, als für das vierzehntägige Fasten.

H. Wenn dir deine Mahlzeit gut geschmeckt hat, so ist es mir lieb, und ich wünsche, daß sie dir wohl bekommen möge. Ich habe dir aber noch etwas besorgt, das dir zwar anfänglich nicht so gut schmecken aber gewiß besser bekommen wird, als diese Mahlzeit, das ist — Arbeit.

Gl. Arbeit?

H. Ja! ja! Arbeit. Warum verziehst du denn das Gesicht?

Gl. Ach ich bin zur Arbeit gar nicht gewöhnt.

H. Aber doch an einen guten Tisch?

Gl. Ja freilich.

H. Nun, ich habe dir auch einen guten Tisch ausgemacht, die Frau des Korporals Elster hält einen Tisch, wo du täglich für ein Paar Groschen deine Suppe, Gemüse und Fleisch, auch wohl ein Maaß Bier haben kannst. Wenn du dieses aber genießen willst, so mußt du auch täglich die nöthige Zahlung leisten. Damit es dir daran nicht fehle, habe ich dir Arbeit ausgemacht. Hier ist ein Brief, den trage zu Meister Derb in die Rabenstraße, dieser wird dir Arbeit geben und sie dir bezahlen.

Glaskopf geräth in Versuchung und bekommt einen Besuch beim Kaffee.

Bei Uebergebung des Briefs redete Meister Derb unsern Glaskopf etwas derb an. Aus Gefälligkeit gegen den Herrn Hauptmann Benetnasch gebe ich Euch Arbeit. Ihr müßt sie aber auch frisch angreifen. Faullenzer kann ich schlechterdings nicht leiden. Ich muß arbeiten, da müssen es meine Leute auch thun. Seid Ihr fleißig, so bekommt ihr täglich drei gute Groschen. In der Folge lege ich auch etwas zu. Seid Ihr aber ein fauler Bärenhäuter, so sind wir geschiedene Leute. Aber das sage ich Euch, dem Hauptmanne dürft ihr dann nicht wieder unter die Augen kommen.

Die letzten Worte machten vorzüglich Eindruck auf Glaskopf, weil der Hauptmann durch den Ernst und die Güte, womit er ihn behandelte, sich sehr bei ihm in Respekt gesetzt hatte.

Meister Derb gab ihm nun Arbeit, die eigentlich für Lehrlinge gehört, fand aber bald, daß das Lehrbürschchen gar nicht so ungeschickt sei, als der Hauptmann geglaubt hatte. Er konnte ihn also bald als Gesellen brauchen und seinen Lohn erhöhen. Dabei stand sich Glaskopf sehr gut. Jeden Tag, da er arbeitete, bekam er seine Zahlung, die er dann den folgenden Tag bei der Frau Korporal Elster verzehrte. Nun trat aber der Umstand ein, daß er von Zeit zu Zeit auf die Wache ziehen mußte, und also nicht arbeiten und Geld einstreichen konnte. Da hatte er denn immer den folgenden Tag einen Fasttag. Denn so weit hatte er es in seiner Oekonomie noch nicht gebracht, daß er mit

seinem Gelde eine Eintheilung hätte machen, und es so hätte einrichten können, daß der Lohn für vier Arbeitstage, denn so viele hatte er nur in der Woche, auf sieben Tage gereicht hätte. Was er einnahm, das mußte auch sogleich verzehrt sein.

An so einem Fasttage wurde er einmal einer schweren Versuchung ausgesetzt, in welcher er um ein Haar unterlegen wäre. Der Versucher war? nicht der Satan, sondern — eine geräucherte Blutwurst. Sein Meister hatte ihm nämlich aufgetragen, Holz in die Küche zu schaffen. Da er nun mit der Arbeit beschäftigt war, entdeckte er den Versucher — die Blutwurst. Er trat vor sie hin, betrachtete und beroch sie, sah sich allenthalben in der Küche um, ließ sie aber liegen. So trug ihn sein Weg noch einigemal in die Küche, und immer that er das nämliche. Endlich da die Glocke zum Feierabende schlug und er den letzten Arm voll Holz abgeworfen hatte, beroch er die Wurst noch einmal, bedachte sich ein Paar Augenblicke, und — wup! war sie in der Tasche. Da er aber in die Küchenthüre kam, blieb er stehen, kratzte sich im Kopfe, ging dann zurück und legte die Wurst wieder hin, wo sie gelegen hatte.

In diesem Augenblicke öffnete sich aber auch die Thür zur Speisekammer, und die Worte tönten heraus: Das war dein Glück, Glaskopf.

Diese Worte fuhren wie ein Blitz durch alle seine Glieder, er fing an am ganzen Leibe zu zittern und konnte vor Angst des Nachts fast kein Auge zuthun.

Aus wessen Munde diese Stimme mag gekommen sein, ist nicht recht bekannt geworden. Manche Leute glauben, sie wäre von Meister Derb gekommen, dem der Herr

Hauptmann aufgetragen hätte, Glaskopfen mit dieser Wurst auf die Probe zu stellen. Wir wollen die Sache an ihren Ort gestellt sein lassen.

Die nächste Woche kam Glaskopfs Meister zum Hauptmanne, um die Zahlung für das Leder, das er bisher an die Kompagnie geliefert hatte, abzuholen.

Daß sich der Hauptmann bei dieser Gelegenheit nach seinem Zögling erkundigte, kann man leicht denken. Meister Derb gab ihm im Ganzen ein gutes Lob, bemerkte aber auch, daß er seit ein Paar Wochen immer um eine Stunde zu spät zur Arbeit komme. Er habe ihn einigemal nach der Ursache gefragt, wäre aber immer mit kahlen Entschuldigungen abgewiesen worden.

Der Hauptmann hörte ihm aufmerksam zu, dann sagte er: gehe Er hin in Frieden, Meister Derb! ich will der Sache bald auf die Spur kommen.

Gleich den andern Tag machte er der Frau Korporalin Elster einen Morgenbesuch, ohne sich zuvor melden zu lassen. Bei seinem Eintritte in die Stube war er auf der Spur. Glaskopf saß nämlich mit sieben Kameraden am Tische und trank Kaffee.

Ei guten Morgen! guten Morgen! sagte er, das ist ja hier eine sonderbare Wirthschaft. Wenn ich denke, daß meine Bursche arbeiten, so sitzen sie da und schlürfen Kaffee. Seid ihr denn verrückt in den Köpfen? was soll denn dies theure Getränk Soldaten, die täglich vier Kreuzer Löhnung bekommen? Ich bin Hauptmann, Bursche! und trinke keinen Kaffee! und wozu nützt das Geschletter im Magen? es gibt weder Saft noch Kraft. Wenn ihr das Geld für Kaffee hingebt, so habt ihr hernach nichts, um euch eine kräftige Suppe, oder eine andere nahrhafte

Speise bereiten zu lassen. Daher kommt es, daß die armen Bürger, die ihr Geld für dies überflüssige Getränk hingeben, insgemein wie die gebackenen Heiligen aussehen, im Gesichte keine Farbe, und in den Knochen kein Mark haben. Ich will von gebackenen Heiligen bei meiner Kompagnie nichts wissen. Ich will Leute haben, die stark sind und Strapazen aushalten können. Und wie steht's mit der Zeit? In der Zeit, daß ihr Kaffee schlürft, könntet ihr etwas verdienen. Glaskopf! ja, schlage nur die Augen nieder! ich weiß alles. Ist's nicht wahr, seit dem du hinter dem Kaffeetische deine Morgenstunde zubringst, zieht dir der Meister täglich einen Groschen ab? und kurz und gut, ich will diese Wirthschaft nicht mehr leiden. Mit dem ersten, den ich wieder bei der Kaffeekanne antreffe, werde ich ein sehr ernsthaftes Wort sprechen.

Während dieser Bußpredigt schlich sich ein Soldat nach dem andern fort, und da das Amen hätte gesprochen werden sollen, war Niemand mehr vorhanden als — Madame Elster.

Diese stand da, wie wenn ihr die Hühner das Brod genommen hätten. Werden Sie nicht ungehalten, gnädiger Herr, auf mich —

H. Auf wen soll ich denn sonst ungehalten werden, als auf Euch? Habe ich Euch aufgetragen, Euer Haus zur Kaffeeschenke für meine Soldaten zu machen? Speisen sollt Ihr meine Leute.

E. Aber hören Sie mich nur an. Sehen Sie, es ist etwas Weniges, was ich von Kaffee zu dem Getränke thue.

H. Was thut Ihr denn sonst dazu?

E. Lauter gute Sachen, gebrannten Roggen, Gerste, Möhren und anderes Wurzelwerk.

H. Das weiß ich Euch mit dem Kuckuck Dank. Was der Kaffee für Wirkung thut, das weiß man doch. Was das andere Zeug aber für Kräfte hat, das hat noch kein Mensch untersucht. Wenn hernach meine Leute Ausschlag, Reißen in den Gliedern, Nervenkrampf und dergleichen bekommen, so liegen sie dem Regimente zur Last, und es muß die Kurkosten tragen. Kurz von der Sache zu kommen, der Kaffeeschank hört von heute an auf. Ich lasse Euch genau aufpassen, und sobald ich höre, daß Ihr einem einzigen Soldaten wieder Kaffee gegeben habt, so hat Eure ganze Wirthschaft ein Ende. Die Frau des Gefreiten Kohlkopf übernimmt von Herzen gern die Speisung.

Mit diesen Worten verließ er sie, und die Frau Elstern räumte mit zitternden Händen ihr Kaffeezeug zusammen.

Glaskopf bekommt Dukaten in die Tasche.

So war denn diese Sache abgethan. Nach etlichen Tagen gab es aber einen neuen Anstoß. Meister Derb ließ nämlich dem Herrn Hauptmanne sagen, Glaskopf sei schon seit mehreren Tagen nicht zu ihm gekommen. Eben wollte der Hauptmann ihn rufen lassen, und deßwegen ihn vernehmen, als ein Fremder ganz unterthänig um Audienz bitten ließ.

Er mußte herein treten, und es war ein fein gekleideter Handwerksmann.

Wer ist Er? fragte der Hauptmann.

Ihro Gnaden! Mein Name ist Glaskopf.

H. Doch nicht der Vater von dem Glaskopf, der bei meiner Kompagnie steht?

Gl. Ja, der bin ich. Ich bin gekommen, dem Herrn Hauptmann unterthänigst zu danken für alle Gnade, die Sie meinem Sohne erzeigt haben.

H. Ich verlange keinen Dank. Ich habe an Seinem Sohne gethan, was die Schuldigkeit eines rechtschaffenen Officiers ist. Wenn Sein Sohn es erkennt, und meine Verordnungen befolgt, so bin ich vollkommen zufrieden.

Gl. Nun habe ich noch eine unterthänige Bitte für meinen Heinrich einzulegen.

H. Nun?

Gl. Daß Sie doch die Gnade haben, und ihn mit der schweren Arbeit verschonen möchten.

H. Mit was für Arbeit?

Gl. Mit der Arbeit, die er bei dem Gerbermeister Derb thun muß.

H. Meister Glaskopf! wo hat Er denn seine Gedanken? ist Er nicht selbst ein Gerber? hat Sein Sohn nicht die Gerberprofession erlernt?

Gl. Alles wahr. Aber sehen Sie, mein Heinrich ist schwächlicher Natur.

H. Ich habe an dem starken Lümmel nichts Schwächliches gesehen. Fauler Natur ist er. Wenn er nicht arbeitet, wovon soll er denn leben, da Er ihn verzogen, und an gut Essen und Trinken gewöhnt hat?

Gl. Ich will schon dafür sorgen, daß er keine Noth leiden soll.

H. Meister Glaskopf! Er scheint mir ein sehr gutes Herz zu haben. Aber ein gutes Herz, wenn es nicht durch den Verstand geleitet wird, ist keinen Schuß Pulver werth.

Sein verzogener Sohn war auf dem Wege zum Zuchthause und zum Galgen, ich habe ihn davon abgebracht, indem ich ihn gewöhnte, durch Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Nun hat er alles wieder verdorben. Sein Sohn, der so nie Lust zur Arbeit hatte, wird sich wohl hüten, sie wieder anzugreifen, wenn ihn der Vater in den Stand setzt, bei Faullenzen sich einen guten Tisch zu verschaffen. — Er geht, und um Seinen Sohn werde ich mich weiter nicht bekümmern, da nun doch Hopfen und Malz an ihm verloren ist.

Meister Glaskopf ging, und sein Sohn kam dem Meister Derb nicht wieder über die Schwelle. Von den zehn Dukaten, die ihm der Vater mitgebracht hatte, that er sich gütlich, nahm alle Tage seinen Kaffee im grauen Kuckuck ein, besuchte dann Meister Rittern, den Bäcker, genoß da einige Buttersemmeln, nebst einem Schnapse, hielt dann wieder in vorbenanntem grauen Kuckuck seine Mahlzeit und verlebte den Rest des Tages im Bierhause. So wurden in wenigen Tagen von den erhaltenen zehn Dukaten neun Zehntel verzehrt. Das zehnte Zehntel würde auch durchgebracht worden sein, wenn nicht das neugeworbene Regiment, das nun vollzählig war, Befehl zum schleunigen Aufbruche erhalten hätte.

Glaskopf tritt seinen Marsch nach Holland an.

Den Tag vor dem Abmarsche kommunicirte erst das Regiment und der Herr Feldprediger Alkor hielt dabei eine Predigt über die Worte: meine Gedanken sind

nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Ueber diese Worte sprach er viel Lehrreiches.

Die mehresten Soldaten schienen durch seinen Vortrag gerührt, und manchen liefen ein Paar Thränen über die Backen. Selbst Glaskopf sah ernsthaft vor sich hin. Nach geendigter Predigt wurde das heilige Abendmahl genossen, und nach geendigtem Gottesdienste wurde das ganze Regiment in mehreren öffentlichen Häusern bewirthet, wo jeder Soldat eine Portion Suppe, Fleisch und Gemüse, und ein Maaß Bier erhielt.

Der Herr Feldprediger, nebst einigen Herren Officiers, wurden vom Herrn Hauptmann Benetnasch zur Tafel gezogen.

Dieser Herr ging zwar nicht mit nach Amerika, aber er sorgte doch für die Abgehenden, so viel es ihm möglich war.

Während der Mahlzeit sprach er von nichts, als von guter Behandlung der Soldaten. Er fragte, wie viel ein Officier, dem so viele Leute anvertraut wären, auf seinem Gewissen habe. Es sei noch nicht genug, daß er seine Soldaten schultern, das Gewehr präsentiren und losfeuern lehre; er habe noch weit wichtigere Pflichten auf sich; er müsse auch für die Verpflegung seiner Leute Sorge tragen, und darauf sehen, daß sie immer hinlängliche und gesunde Nahrung bekämen, daß den Kranken sogleich Hülfe geleistet würde. Er müsse täglich in das Lazareth gehen und untersuchen, ob die Kranken und Verwundeten auch gehörig verpflegt würden. „Denn," sagte er, „wenn wir nicht für diese Leute sorgen, wer soll es denn sonst thun? Ihre Eltern und Verwandten können sich ja ihrer nicht mehr annehmen, da sie von ihnen sind getrennt worden. Und wenn der Officier dies Alles erfüllt hat, so hat er seinen

Pflichten doch noch nicht Genüge geleistet. Der Soldat hat auch eine Seele, so gut wie wir, und wer ein braver Officier ist, der sorgt auch für die Seelen seiner Bursche Freilich ist ein Officier kein Feldprediger, aber glauben Sie mir, meine Herren, ein Officier kann für die Seelen der Soldaten mehr thun, als ein Feldprediger. Wenn dieser eine Ermahnung gibt, so glaubt mancher Soldat, er thäte es, weil er dafür bezahlt würde. Das glaubt er aber nicht von seinem Officier. Das Beste, was der Officier für die Seelen seiner Soldaten thun kann, ist — daß er ihnen ein gutes Beispiel gibt."

Nach aufgehobener Tafel faßte der Hauptmann den Feldprediger bei der Hand, zog ihn zu sich an das Fenster und empfahl ihm Glaskopfen. Er ist zwar von seinem Vater verzogen, sagte er, aber, wenn er erst vom Vater entfernt ist, so hoffe ich gewiß, daß Sie noch etwas Gutes aus ihm werden ziehen können.

Jetzt wurde der Generalmarsch geschlagen, die Tischgesellschaft nahm Abschied, die Soldaten versammelten sich, stellten sich — und nach einer Viertelstunde war alles zum Thore hinaus.

Das Regiment legte noch drei Meilen zurück, und nahm mit dem Ende des Tages in einem kleinen Städtchen Quartier.

Den folgenden Tag ging es weiter und zu Mittag wurde hinter einem Dorfe ein Paar Stunden Ruhe gehalten, wo die Soldaten sich auf eine Heide lagerten, und ihr Mittagsbrod verzehrten, welches dießmal in Kommisbrode und einem Glase Schnaps bestand.

Der Feldprediger blieb nicht lange sitzen, sondern ging umher, um sich mit der Gegend bekannt zu machen. Da

traf er einen Bauer an, der auf eine ganz neue Art Kartoffeln pflanzte. Sogleich lief er zum Regimente zurück und rief: He! Bursche, hier ist schon etwas Merkwürdiges zu sehen — eine neue Art Kartoffeln zu pflanzen.

Zehn ungefähr ließen sich bewegen, dem Rufe zu folgen, die übrigen blieben in ihrer Ruhe. Und Glaskopf? der stellte sich, als wenn er es gar nicht höre, obgleich der Feldprediger absichtlich vor ihn trat, als er den Aufruf ergehen ließ.

Der Feldprediger ging nun mit seinen zehn Mann wieder zum Bauer zurück. „Guten Tag! lieber Freund!" sagte er, „was macht er denn da?"

B. Wie Sie sehen, so pflanze ich Kartoffeln.

F. Ich habe schon viele Kartoffeln pflanzen sehen, aber noch nie auf die Art, wie es hier geschieht.

B. Das glaube ich wohl. Das ist eine ganz nagelneue Erfindung. Sehen Sie, da lege ich ein Paar Körbe voll Kartoffeln nicht weit von einander. Haben sie Sprossen getrieben, etwa eine Spanne hoch, so grabe ich die Kartoffeln wieder aus, reiße die Sprossen ab und verpflanze sie so weit von einander, als man Kartoffeln zu legen pflegt. Diese Sprossen kommen vortrefflich fort, und da alle fortgesetzte Pflanzen besser gedeihen, als die, die auf dem Platze bleiben, wo sie ausgesäet wurden, so tragen diese Sprößlinge weit reichlicher als die Knollen, die auf dem Boden liegen bleiben, wohin sie gelegt werden.

F. Was wird denn nun aber aus den Kartoffeln, von denen die Sprößlinge abgerissen wurden?

B. Die gebe ich dem Viehe zu fressen.

F. Ei das ist ja eine herrliche Erfindung!

B. Das wollte ich meinen. Seit der Zeit, daß sie

bei uns eingeführt ist, brauchen wir eigentlich gar keine Kartoffeln zur Aussaat. Denn die wir in die Erde legten, benutzen wir ja für das Vieh, und gleichwohl halten wir weit reichlichere Kartoffelernten als sonst.

F. Da habe ich ja etwas ganz Neues gelernt. Ich danke für gute Belehrung und wünsche (indem er ihm herzlich die Hand drückte), daß Er Seine Kartoffeln bei guter Gesundheit und in Ruhe einernten und genießen möge. Lebe Er wohl!

Die herzliche Art, mit welcher der Feldprediger den Bauer behandelte, machte auf vier Soldaten einen solchen Eindruck, daß sie dem Bauer auch mit einem Händedrucke dankten. Die übrigen aber gingen fort, ohne etwas zu sagen.

Ehe noch zum Abmarsche getrommelt wurde, ging der Feldprediger unter seinen Beichtkindern umher, und sagte: „Lieben Freunde! In meiner Predigt sagte ich euch, daß wir auf unserer Reise viel Neues sehen würden. Ich werde allenthalben, wohin wir kommen, Morgens und Mittags umher gehen, und untersuchen, ob nichts Merkwürdiges zu sehen ist. Wer von euch mich auf diesen Wanderungen begleiten will, der soll mir lieb sein."

Manche nickten ihm zu, manche sagten, es gilt schon. Die mehresten aber nickten nicht und sagten auch nichts. Unter diesen war auch Glaskopf.

Der Feldprediger stellte sich, als wenn er ihn nicht bemerkte, überlegte aber doch bei sich selbst, wie er ihm beikommen wolle.

Es wurde nun wieder aufgebrochen, und, wie gewöhnlich, des Abends Quartier gemacht. Dießmal wurde das Regiment in verschiedene Dörfer vertheilt. Kaum hatte der

Feldprediger den folgenden Morgen sein Frühstück eingenommen, so trat er seine Wanderung an, und hatte die Freude, zu sehen, daß zwölf Bursche ihn begleiteten. Sein Weg führte ihn auf den Gottesacker. „Dieß ist das Plätzchen,“ sagte er zu seinen Begleitern, „wo ich mich immer am liebsten aufhalte. Es fallen mir da immer so viele gute Gedanken ein. Wenn es bisweilen in der Welt zu krause hergeht, und ich vielen Verdruß habe, so spaziere ich auf den Gottesacker. Da ist alles so stille, da liegen sie so friedlich bei einander, die vielleicht in ihrem Leben einander alles Herzeleid anthaten. Hier, denke ich, wirst du auch einmal Ruhe finden. Sehet, lieben Freunde! hier ist alles gleich, arm und reich, vornehm und gering: Alles modert hier. Könnten wir aber über das Grab hinsehen, so würden wir finden, daß doch nicht alles gleich sei, und daß ein Jeder empfange, nachdem er gehandelt habe, bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.“

Er würde noch weiter geredet haben, wenn nicht die Trommel das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. Auf dem Marsche ritt er zum Quartiermeister, und bat ihn, er möchte ihm doch die Gefälligkeit erzeigen, und ihn immer mit Glaskopfen in Ein Haus quartieren.

Diese Gefälligkeit, antwortete der Quartiermeister, kann ich Ihnen wohl erzeigen: was wollen Sie aber bei dem Kerl thun? er ist ein gemeiner Soldat und bekommt ein schlechter Quartier, als ich Ihnen würde angewiesen haben.

Nun, sagte der Feldprediger, es ist ja mein Wille.

Als sie in die nächste Stadt kamen, wurde er wirklich zu Glaskopfen auf ein Zimmer, bei einem Böttcher in's Quartier gelegt, der seine beiden Gäste liebreich aufnahm und sie in seine Stube führte.

Guten Abend, lieber Herr Wirth! sagte der Feldprediger, ich bedaure, daß wir Ihnen Unbequemlichkeit verursachen müssen.

W. Es ist meine Schuldigkeit, daß ich Sie aufnehme, und wenn Sie mit dem, was mein Haus vermag, zufrieden sind, so sollen Sie mir willkommen sein.

Unterdessen warf Glaskopf seinen Tornister etwas unsanft in eine Ecke und stellte seine Muskete daneben. Dann redete er den Wirth folgendermaßen an: Nun, Wirth! Vor allen Dingen schaff' ein Paar Kannen Bier bei! aber etwas geschwinde, ich habe einen starken Marsch gemacht, und habe eine durstige Leber."

W. Was steht zu Ihrem Befehl? (sich zu dem Feldprediger wendend).

F. Ich bitte um ein Glas Bier.

Gl. Was wird's? Ich bin kein Freund vom Warten.

W. Hat Er nicht warten gelernt?

Gl. Nein.

W. Nun, so muß Er es noch lernen.

Gl. Kerl! räsonnire nicht, und schaff' Bier bei.

Der Wirth ging ab und kam bald wieder mit einem großen saubern Glase voll Bier, ging damit auf den Feldprediger los, nahm seine Mütze ab, und sagte: „hier, lieber Herr! ist ein Glas Bier. Wenn Sie mehr verlangen, so steht es zu Ihren Diensten. Befehlen Sie sonst noch etwas?"

F. Ich habe daran genug.

Gl. Was wird's? Bringst du mir nicht auch bald mein Bier?

W. Alles zu seiner Zeit. Du hast ja selbst gesagt, daß du das Warten nicht gelernt hättest! so muß ich es

dich halt lehren. Wenn du dann einmal wieder zu deinem Vater kommst, so kannst du zu ihm sagen: der Meister Klopfhammer war doch ein guter Mann, der hat mich das Warten gelehrt.

Mit diesen Worten trat er ab.

Gl. Der Kerl ist ein Flegel!

F. Glaskopf! wo hat Er seine Gedanken? Ein Flegel ist ein Mensch, der seine Nebenmenschen grob und ungestüm behandelt. Das hat unser Wirth nicht gethan. Er hat uns liebreich und artig aufgenommen. Ein Pinsel ist er aber auch nicht, der sich von Andern grob und ungestüm behandeln ließe, so wie Er gethan hat.

Nach einer Viertelstunde trat der Wirth mit einem Kännchen Bier herein, stellte es vor Glaskopfen hin und sagte: „Hier, Patron! ist dein Maaß Bier!“

Gl. Das ist auch etwas Rechts! das bleibt in meinem hohlen Zahne hängen.

W. Dafür kann ich nichts. Wenn dieß für deine durstige Leber nicht genug ist, so habe ich vor der Thür einen Brunnen, aus dem kannst du trinken, so viel du willst.

Gl. So darfst du einem Soldaten nicht kommen.

W. Und so darfst du einem Wirthe nicht kommen. Höre, Patron! ich bin Soldat gewesen, als du noch auf den Armen getragen wurdest, habe den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, und weiß, wie der Soldat seinem Wirthe begegnen muß. So grob habe ich keinen behandelt, als du mich behandelt hast. Kurz von der Sache zu kommen, es ist uns vorgeschrieben, jedem Manne ein Maaß Bier zu geben. Dieß steht hier. Forderst du nun, als Schuldigkeit, mehr von mir, so führe ich dich zum Brunnentroge. Gibst du mir aber ein gut Wort und bit-

test mich noch um etwas Bier, so sind mir ein Paar Kannen auch nicht an das Herz gewachsen.

Gl. Das war doch ein Wort! Lieber Herr Wirth, Er darf es so genau nicht nehmen. Ich meinte es so böse nicht.

W. Und ich meinte es auch so böse nicht.

Der Wirth entfernte sich, um eine Abendmahlzeit zu bereiten, und der Feldprediger hatte nnn Gelegenheit, sich mit seinem Stubengesellschafter zu unterhalten.

Nun, lieber Glaskopf! sagte er, wir sind nun etliche Tage mit einander marschirt. Was hat Er denn auf seinem Marsche bemerkt?

Gl. Bemerkt? Ich habe nicht viel zu bemerken gefunden. Vorgestern mußte ich sauer Bier trinken, und gestern wurde ich mit Klösen traktirt, in denen kein Speck war. Ich schob sie anfänglich zurück, aber meine Kameraden verzehrten sie; da biß ich halt mit ein, und schluckte sie auch hinunter.

F. Ich wünsche, daß sie Ihm wohl mögen bekommen sein. Aber, daß Er sie nicht gleich anfänglich zu sich genommen hat, das hat mir nicht gefallen. Man kann auch ohne Speck gute Klöse machen, und ein junger Mensch muß alles Eßbare genießen und vertragen lernen. Vorzüglich ein Soldat, der in so vielerlei Länder, in so vielerlei Quartiere kommt, wo die Speisen auf sehr verschiedene Art zubereitet werden, ja, der oft Tage lang hungern muß. Mein lieber Glaskopf! es wird die Zeit kommen, wo Er gern das Hemd vom Leibe drum gebe, wenn er nur ein Paar Klöse ohne Speck bekommen könnte.

Gl. Nun, da wird es sich von selbst geben.

F. Es gibt sich nicht immer von selbst. Man hat Bei-

spiele, daß junge Leute, die an einen guten Tisch gewöhnt waren, krank wurden und starben, wenn sie sich genöthigt sahen, geringere Nahrungsmittel zu genießen. Dieß kann auch einmal bei Ihm der Fall sein. Denn wenn man sich erkundigt, wer die Soldaten sind, die auf dem Marsche liegen bleiben, so sind es mehrentheils verzärtelte Muttersöhnchen.

Gl. Nun, ein verzärteltes Muttersöhnchen bin ich nicht. Ich habe keine Mutter mehr.

F. Es gibt auch verzärtelte Vatersöhnchen, lieber Glaskopf! und zu diesen scheint Er mir zu gehören. Es ist mir von der Erziehung, die Ihm Sein Vater gab, so etwas zu Ohren gekommen. Sag Er mir auf Sein gutes Gewissen, zu welcher Arbeit hat Ihn denn Sein Vater angehalten?

Gl. Sonst zur Gerberei. Hernach aber sprach er mich davon frei, weil ich die Nässe nicht vertragen konnte.

F. Ach, das sind Flausen! Ein so junger, gesunder, starker Bursche muß alles vertragen können. Gesetzt aber, Er hätte wirklich die Nässe nicht vertragen können, hielt Sein Vater Ihn denn nicht zu einer andern Arbeit an?

Gl. Das that er freilich nicht.

F. Nun, lieber Kriegskamerad, Er scheint mir doch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sieht Er denn das nicht ein, daß dieß Verzärtelung war? Jeder Mensch, er sei wer er sei, muß arbeiten, dazu hat ihm der liebe Gott Kräfte gegeben. Thut er dieß nicht, so wird er ein Faullenzer, ein Tagedieb. Und ist es nicht wahr, Sein Vater gab Ihm einen guten Tisch, ohne daß Er dafür etwas bezahlen durfte? gab Ihm Taschengeld, daß Er zum Biere gehen und die Karte spielen konnte?

Gl. Das sind geschehene Dinge. Mir kommt es jetzt selbst so vor, als wenn mir mein Vater zu viel durch die Finger gesehen hätte.

F. Das ist gewiß geschehen. Der liebe Gott hat es daher recht gut mit Ihm gemeint, daß er ihn der väterlichen Erziehung entzog, und Ihn selbst in die Zucht nahm. Wie gut meinte es der Hauptmann Benetnasch mit Ihm, daß er Ihn zur Arbeit zu gewöhnen, und vom Kaffeetrinken abzubringen suchte! wie wohl befand Er sich, da Er durch Seinen Fleiß bei Meister Derb sich so viel Geld verdiente, daß Er Sein eignes Brod essen konnte. Warum ist Er denn nicht bei diesem Meister geblieben?

Gl. Sie wissen ja schon alles. Sie werden also auch wohl wissen, daß mein Vater mich wieder von Meister Derb wegnahm.

F. Nun bedenke Er selbst, was für ein Taugenichts Er würde geworden sein, wenn Er länger bei seinem Vater geblieben wäre, und wie gut es Gott mit Ihm meinte, da er Ihn von Seinem Vater entfernte. Sei Er nur gegen die Leitungen Gottes fein folgsam, höre nicht auf die Lockungen böser Buben, sondern auf den Rath verständiger Leute. —

Jetzt mußte der Feldprediger sein Gespräch abbrechen, weil der Wirth hereintrat und anfing den Tisch zu decken.

„Speisen Sie,“ fragte er den Feldprediger, „mit diesem Burschen an Einem Tische?

„An Einem Tische, und aus Einer Schüssel,“ erhielt er zur Antwort; „wir sind Kriegskameraden.“ Der Wirth lächelte und fing an aufzutragen: eine gute Biersuppe, ein gebratenes Huhn und Butter und Käse.

Da das Huhn zerlegt war, brachte er auch noch ein

Fläschchen Wein und sagte: hier ist auch noch etwas für den Herrn Feldprediger.

Dieser versuchte den Wein und fand ihn außerordentlich gut. „Ei! ei,“ sagte er, „Herr Wirth! das ist ja etwas Extragutes. Wie kommt Er denn zu diesem vortrefflichen Weine?“

„Ich habe,“ antwortete der Wirth, „den Weinkeller des Herrn von Siegel unter der Aufsicht. Wenn ich nun ein Fäßchen Wein abgezogen habe, so gibt er mir immer eine Bouteille mit. Diese hebe ich denn auf, bis ich einen Gast habe, der so ächt ist wie dieser Wein.

F. Ich danke für die gute Meinung, die Er von mir hat, aber wenn Er will, daß mir der Wein recht gut schmecken soll, so muß Er mir noch ein Paar Gläser bringen.

Er stellte sie sogleich auf den Tisch.

Der Feldprediger schenkte dann ein Glas nach dem andern, bald für sich, bald für den Wirth ein, am Ende gab er auch Glaskopfen eins, und sagte: „hier Kriegskamerad!“

Der Wirth wurde nun guter Dinge und unterhielt die Gesellschaft mit Erzählung der Abenteuer, die er im siebenjährigen Kriege bestanden hatte. „Ich habe,“ sagte er unter andern, „manchen Feind zu Boden gestreckt, und mache mir deßwegen keine Vorwürfe. Es war ja halt meine Schuldigkeit, und wenn ich sie nicht niedergestreckt hätte, so hätten sie mir das Lebenslicht ausgeblasen. Manches Böse hab' ich aber auch verhindert, worüber ich mich noch freue.

So bemerkte ich einmal eine französische Patrouille, die auf das Wäldchen los kam, in welchem ich mich mit

50 Kameraden versteckt hatte. Wir ließen die Patrouille in das Wäldchen einrücken, dann versperrten wir ihr den Rückweg, und erhoben ein schreckliches Geschrei. Da sich die Feinde übermannt sahen, so baten sie um Pardon und streckten das Gewehr. — „Nichts Pardon!“ schrieen einige von meinen Kameraden, gaben auf die Unglücklichen Feuer und streckten wirklich zwei von ihnen zu Boden. — Da sprang ich dazwischen. „Ist das auch Kriegsmanier,“ rief ich, „den Feind, der um Pardon bittet, nieder zu schießen? seid ihr denn Mörder? Straßenräuber? den ersten, der noch einen Schuß thut, den verklage ich bei dem Obersten, da soll es ihm theuer zu stehen kommen. Dieß schlug durch. Die Franzosen wurden gefangen genommen, und ich hatte die Freude, acht Menschen das Leben zu retten.“

„Das war brav,“ sagte der Feldprediger: „so handelt der rechtschaffene Soldat. Und jene, die auf wehrlose Menschen Feuer gaben, waren vermuthlich feige Memmen!“

W. Das waren sie wirklich. Als wir die folgende Woche mit einem stärkern Trupp Franzosen handgemein wurden, so waren sie die ersten, die davon liefen.

F. Das konnte ich leicht denken. Die feigsten Memmen, die das Hasenpanier ergreifen, sobald sie einen gewaffneten Feind sehen, haben die größten Mäuler, wenn sie einen wehrlosen Feind, oder einen unbewaffneten Bürger oder Bauer vor sich haben.

W. (mit einem Seitenblick auf Glaskopf). Darin haben Sie ganz recht.

„Lieber Herr Wirth!“ sagte dieser, „darf ich mir noch ein Gläschen Bier ausbitten?“

„Es steht zu Diensten,“ gab der Wirth zur Antwort,

stand auf und kam bald mit einem Maaße Bier zurück, das er freundlich vor Glaskopfen hinstellte.

Schreckliche Folgen der Unmäßigkeit.

Der Wirth setzte sich und wollte in seiner Erzählung fortfahren, als ein Schuß in der Nachbarschaft geschah, und ein großes Jammergeschrei auf der Straße ertönte.

Sogleich sprangen Wirth und Feldprediger auf und stürzten zur Thür hinaus, um Hülfe zu leisten. Glaskopf aber suchte vor allen Dingen sein Mäßchen Bier zu retten, trank es aus, nahm seine Muskete, und ging dann bedachtsam nach.

Ehe er zur Stubenthür hinaus kam, waren jene schon in der Stube des Nachbars, und fanden da einen betrunkenen Soldaten, der so eben seinen Wirth erschossen hatte, die Frau desselben bei den Haaren herum zog, und sie zu ermorden drohte.

Sogleich hatte ihn des Feldpredigers Wirth bei der Gurgel, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

„Halt! Herr Wirth!“ rief der Feldprediger, „ein braver Soldat muß auch seines Zornes Meister sein. Das Mißhandeln dieses Bösewichts kann Ihm großen Verdruß zuziehen.“

„Sie haben recht,“ antwortete der Wirth. „Und nun,“ fuhr der Feldprediger fort, „bewache Er den Schurken, und (da eben Glaskopf hereintrat) Glaskopf hilft Wache halten. Ich will indeß zum Obersten laufen, und die Sache anzeigen. Wer holt einen Wundarzt? vielleicht ist

dieser arme Mann noch zu retten.“ — „Ich will laufen,“ sagte der Sohn des Geschossenen.

Bald kam der Feldprediger mit vier Mann Wache zurück. Der Mörder, der so trunken war, daß er taumelte, wurde abgeführt. Der Wundarzt trat auch herein, untersuchte die Wunde des Geschossenen, erklärte aber sogleich, daß hier keine Hülfe möglich wäre, indem der Schuß gerade durch das Herz gegangen sei, und der Unglückliche wirklich schon verschieden wäre.

Das Jammergeschrei, das bei dieser Erklärung sowohl von der Familie des Entleibten, als auch von den herbeiströmenden Nachbarn erhoben wurde, läßt sich nicht beschreiben. Einige Mal versuchte es der Feldprediger, etwas zur Beruhigung der Familie zu sagen, aber sie war so außer sich, daß sie auf keine Vorstellungen hörte, so daß der Feldprediger, ohne seinen Zweck erreichen zu können, abziehen mußte. Sein Wirth und Glaskopf folgten ihm.

Nachdem noch eine Stunde lang über dieses Verbrechen gesprochen, und manches zu Glaskopfs Belehrung gesagt worden war, bat der Feldprediger den Wirth, ihm zu erlauben, daß er sich zur Ruhe begeben dürfe. Er wollte sich zu Glaskopf auf die Streu legen, der Wirth ließ es aber schlechterdings nicht zu, und nöthigte ihn, von einem Bette Besitz zu nehmen, das für ihn bereitet worden war.

Kaum hatte der Feldprediger den folgenden Tag sein Frühstück genossen, so ging er, von Glaskopf begleitet, zu dem Mörder. Er fand ihn ganz trostlos die Hände ringend. „Ei, ei, Zwiebel!“ sagte er, „in welchem Zustande treffe ich Ihn!“

Zw. Ach, lieber Herr Feldprediger, das Unglück!

F. Freilich ein Unglück für die arme Familie, deren Versorger Er gemordet hat.

Zw. Ach! ach! ich unglücklicher Mensch! was wird mein alter Vater sagen, wenn er hört, daß sein Wilhelm ein Mörder ist!

F. Sag' Er mir aber nur, wie es möglich ist, daß Er diese schreckliche That hat verüben können!

Zw. Der Teufel muß mir's eingegeben haben.

F. Nun das Schicksal hat der Teufel immer, daß er sich die Schuld von Verbrechen böser Menschen muß aufbürden lassen. Mir darf Er aber so etwas nicht sagen, Nimmermehr werde ich es glauben, daß der barmherzige Gott dem Teufel solche Macht zugestehen sollte, daß er die Menschen zu Verbrechen verleiten könne. Betäube Er sich nicht selbst mit solchen kahlen Entschuldigungen. Damit wird Er weder vor Gott noch vor Menschen durchkommen. Sage Er gerade heraus, was hat Ihn bewogen, Seinen Wirth zu ermorden?

Zw. Ich forderte von ihm ein Nösel Branntwein. Das wollte er mir nicht geben, darüber kam es zum Wortwechsel, ich gerieth in die Hitze, und — das Uebrige wissen Sie ja schon.

F. Noch ein Nösel Branntwein forderte Er? Er hatte ja bereits so viel getrunken, daß Er taumelte.

Zw. Das war eben mein Unglück. Wäre ich meiner fünf Sinne mächtig gewesen, nimmermehr hätte ich so etwas gethan.

F. Ist Er denn gar nicht vor der Trunkenheit gewarnt worden?

Zw. Mehr als zu viel. Besonders hat mir mein voriger Beichtvater gar oft deßwegen den Kopf gewaschen.

Aber, lieber Herr Feldprediger! an einem Branntweinsäufer ist Hopfen und Malz verloren. Alles kann der Mensch lassen, nur den Branntwein nicht, wenn er sich einmal daran gewöhnt hat.

F. Wie ist Er denn aber dazu gekommen, daß Er sich an dies schändliche Laster gewöhnte?

Zw. Das weiß ich selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin. Erst fing ich an des Morgens ein Schnäpschen zu trinken, in der Folge auch nach Tische. Aus einem Gläschen wurden zwei, aus zweien drei, und wenn ich einmal drei getrunken hatte, so konnte ich des Trinkens kein Ende finden. Vielmals trank ich so lange! bis ich vom Stuhle fiel.

F Aber sieht Er denn nicht ein —

Zw. Bemühen Sie sich nur nicht, Herr Feldprediger! Ich weiß alles schon. Ich weiß, daß ein Branntweinsäufer weit schlimmer ist, als ein unvernünftiges Vieh. Was hilft mir aber das Wissen? Ich kann den Branntwein doch nicht lassen.

„Eine Kugel vor den Kopf“ — hier fing er wieder kläglich an zu heulen, und ehe der Feldprediger noch etwas darauf sagen konnte, wurde er durch ein Paar Mann Wache abgeholt, und in das Verhör geführt.

Der Feldprediger ging also mit seinem Stubenkameraden ab. Auf dem Wege fragte er diesen: „nun Glaskopf! Hat Er heute auch nichts bemerkt?“

Gl. Mehr als zu viel.

F. Was denn?

Gl. Von dem Branntweinsaufen, daß es eine häßliche Gewohnheit ist.

F. Nehme Er es nur fein zu Herzen und hüte sich davor.

Es ist aber das Branntweinsaufen nicht die einzige häßliche Gewohnheit. Es gibt deren noch mehrere, z. E. das unmäßige Biertrinken, das Stehlen, das Lügen u. dgl. m. Angewöhnen kann man sich so etwas Häßliches leicht, aber das Abgewöhnen ist äußerst schwer. Das Vernünftigste, was man thun kann, ist also dieß — daß man sich nichts Böses angewöhne.

Das Verhör des Mörders dauerte wohl zwei Stunden. Nach Beendigung desselben wurde aufgebrochen, und Zwiebel an Händen und Füßen geschlossen mitgeführt.

Am Abend bekam der Feldprediger nebst Glaskopfen sein Quartier bei einem Gerber, der sie beide, zwar mit einem etwas finstern Gesichte, aber doch liebreich aufnahm.

Glaskopf, als er sah, daß der Feldprediger wieder sein Stubenkamerad wurde, machte auch ein finsteres Gesicht.

„Das trifft sich doch artig," sagte der Feldprediger, „daß wir hier wieder zusammen kommen."

Gl. Ja wohl trifft es sich artig. Mir kommt es vor, als wenn der Herr Feldprediger mein Hofmeister werden wollte. Ich bin aber schon zu alt und brauche keinen Hofmeister mehr.

F. Aber doch einen Rathgeber? Ich dächte, es wäre Ihm lieb, wenn er bei seiner ersten Ausflucht in die Welt einen Freund zur Seite hätte, der Ihm mit Rath und That an die Hand ginge.

Gl. Herr Wirth! sei Er doch so gut und gebe Er mir ein Maaß Bier.

Indem der Wirth abging, um es zu holen, fuhr der Feldprediger fort: „nun Glaskopf! heute spricht Er doch aus einem ganz andern Tone. Ist es denn nun nicht besser, wenn Er sich zur Höflichkeit gewöhnt, als wenn

Er fortfährt, so grob und ungeschliffen zu sein, wie Er gestern war?“

Gl. Ich weiß selbst nicht, wo ich gestern meine Gedanken hatte.

F. Glaubt Er denn, daß ich für die guten Lehren, die ich Ihm gebe, bezahlt werde? Sieht Er denn nicht ein, daß ich dieß aus redlichem Herzen thue? Es gehen gar viele Leute in die Fremde, die, wenn sie zurück kommen, so klug sind, als sie vorher waren. Von diesen pflegt man zu sagen:

Es flog eine Gans über den Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Woher kommt es, daß diese als Gikgake zurückkehren? Daher, weil sie auf nichts Achtung geben, und nichts bemerken. Ich möchte nicht gern, daß Er als Gikgak zurück käme, und rathe Ihm daher, daß er mich begleite, wenn ich ausgehe, um mich in der Gegend umzusehen. Dießmal brauchen wir nicht weit zu gehen. Unser Wirth ist, wie Er, ein Gerber. Wenn wir das Gespräch auf die Gerberei lenken, so wird Er manches von ihm lernen können.

Gl. Wozu das? ich werde doch in meinem Leben kein Gerber. Denn erstlich habe ich keine Lust dazu, und wenn ich sie hätte, was würde es mir helfen? Als Soldat kann ich die Gerberei doch nicht treiben.

F. Er wird nicht ewig Soldat bleiben, und was die Gerberei betrifft, so kann Er nicht wissen, wozu sie ihm einmal nützen kann.

So wurde noch hin und her gesprochen, und Glaskopf am Ende dahin gebracht, daß er dem Feldprediger wirk-

lich versprach, daß er künftig auf alles Achtung geben wolle.

Hierauf holte der Feldprediger ein Taschenbuch heraus, in welches er alles eingetragen hatte, was von ihm seit dem Ausmarsche war bemerkt worden. Er las es Glaskopfen vor, und dieser erstaunte, daß man auf einem so kurzen Wege so vieles bemerken könne.

„Wenn ich nun einmal wieder nach Hause komme,“ fuhr der Feldprediger fort, „so habe ich ein beständiges Andenken an meine Reise, ich kann davon erzählen, und einmal meine Familie in langen Winterabenden unterhalten.“

Gl. Ei der tausend! das ist doch wirklich hübsch. Wenn ich Papier hätte, so machte ich mir wohl auch so ein Büchelchen.

F. Ist dieß Sein Ernst?

Gl. Mein völliger Ernst.

F. Hier, lieber Freund! ist so ein Taschenbuch. Ich mache Ihm ein Geschenk damit.

Gl. Ah! ich danke, ich danke. Sie sind doch wirklich ein guter Mann.

Jetzt deckte der Wirth den Tisch, und trug einen westphälischen Schinken und einen Pumpernickel auf.

Glaskopf machte große Augen, als er das Brod sah, das so schwarz wie Kohle war.

Der Feldprediger aber sagte: ah! das ist ja Pumpernickel! bei uns wird er auf die Tafeln der Vornehmen als eine Delikatesse gesetzt. Der Wirth wurde darauf genöthigt, sich mit zu Tische zu setzen, und der Feldprediger lenkte, da die Mahlzeit zu Ende ging, das Gespräch auf die Gerberei.

Sogleich wurde der Wirth, der bisher sehr wenig gesprochen hatte, beredt, und sagte — „Ja die Gerberei ist eine herrliche Sache. Mich hat es noch nie gereuet, daß ich sie erlernet habe. Sie hat mir zu einem reichlichen Stück Brod geholfen. Als ein armer Schelm habe ich angefangen, jetzt — doch ich will nicht prahlen — aber ich habe doch mein gutes Auskommen, und habe dabei die Freude, daß ich meinen Nebenmenschen nütze. Denn dabei bleibe ich, der Gerber ist einer der nützlichsten Männer in der Stadt. Freilich gibt es auch Gerber, die auf keinen grünen Zweig kommen. Sie sind aber gemeiniglich selbst Schuld daran. Sie arbeiten immer fort, wie sie es vom Vater und Großvater gesehen haben, ohne zu überlegen, ob sie es nicht besser machen können. Ich habe auf meiner Wanderschaft aber auf alle Kunstgriffe und Vortheile genau Achtung gegeben, die manche Meister bei ihren Arbeiten hatten, und habe dabei viel gelernt, besonders in Mastricht. Aber ich kann Sie auch, ohne daß ich mich rühmen will, versichern, daß mein Leder eben so wie das Mastrichter gesucht und bezahlt wird."

Nun erzählte er, ohne Zurückhaltung, alle die Vortheile, deren er sich bei Zubereitung der Felle zu bedienen pflegte.

Glaskopf paßte sehr auf, und da die Mahlzeit geendigt war, und der Wirth sich entfernt hatte, drückte er dem Feldprediger die Hand, und sagte: ich danke für den guten Rath, den Sie mir gegeben haben. Heute habe ich viel gelernt. Nun trug er seine Bemerkungen, mit Hülfe des Feldpredigers, in sein Taschenbuch ein, und beide verfügten sich dann zur Ruhe.

Während am andern Morgen Glaskopf und der Feldprediger ihr Frühstück verzehrten, wurde der unglückliche Zwiebel wieder in das Verhör geführt, der Advokat, der ihm zu seiner Vertheidigung war gegeben worden, suchte seinen Mord damit zu entschuldigen, daß er in der Trunkenheit, also in einem Zustande wäre begangen worden, in welchem der Mörder seine Vernunft nicht brauchen konnte. Der Richter gab aber zur Antwort: „wäre Zwiebel sich zu betrinken verführt worden, oder hätte er sich aus Unbesonnenheit einmal einen Rausch getrunken, so könnte ich auf diese Entschuldigung Rücksicht nehmen. Aber er ist ein Trunkenbold, er betrinkt sich vorsätzlich. Wenn vorsätzliche Trunkenheit entschuldigen sollte, so wäre ja allen Schandthaten Thür und Thor geöffnet, und jeder Bösewicht, wenn er ein Verbrechen begehen wollte, könnte sich betrinken, und sich hernach damit entschuldigen, daß es in der Trunkenheit geschehen wäre. Ich erkenne daher für Recht, daß Peter Zwiebel, weil er seinen Wirth erschossen hat, wieder erschossen werde.

Hierauf wurden von allen Beisitzern des Kriegsgerichts die Stimmen gesammelt, und alle stimmten diesem Urtheile bei.

Peter Zwiebel wurde darauf vorgeführt, und ihm das Todesurtheil vorgelesen, bei dessen Anhörung er beinahe ohnmächtig wurde.

Zehn Uhr wurde abmarschirt und der Delinquent geschlossen abgeführt.

Da man nach einer Stunde auf einer Haide ankam, wurde Halt gemacht, der Delinquent von seinem Karren genommen, und nachdem er gebeichtet und das heilige

Abendmahl empfangen hatte, wurden ihm die Augen verbunden und die Exekution ging vor sich.

Sobald er gefallen war, trat der Herr Feldprediger auf, und hielt eine Rede an die versammelten Soldaten mit folgenden Worten:

„Da liegt euer Kriegskamerad in seinem Blute, und hat die Strafe empfangen, die er als Mörder verdient hat. Wer ist unter euch so fühllos, daß er sich nicht bei diesem Anblick entsetzte? Wem schaudert nicht die Haut, wenn er bedenkt, daß ihn über lang oder kurz ein gleiches Schicksal treffen könne? Und gleichwohl ist keiner von euch dafür sicher, wenn er nicht stets über sich und seine Handlungen wacht. Zwiebel war kein Bösewicht. Der Mord, den er beging, war nicht vorsätzlich, er hat ihn in der Trunkenheit begangen, und sein Verbrechen verabscheuet und herzlich bereuet, sobald er wieder nüchtern war. Wer also den Mord verabscheuet, der hüte sich vor der Trunkenheit. Der Betrunkene ist vernunftlos, er kann nicht vernünftig handeln, weil seine Vernunft durch das starke Getränk betäubt ist. Er ist also zu allen Schandthaten fähig.

Woher kommt es aber, daß Menschen so unvernünftig handeln, und sich betrinken können? Daher, weil sie sich die Unmäßigkeit angewöhnt haben. Es hüte sich also jeder vor der ersten Ausschweifung im Trunke, welches ihm leicht sein wird. Ist es ihm einmal zur Gewohnheit geworden, sich zu betrinken, so wird es ihm schwer, vielleicht unmöglich werden, diese Gewohnheit abzulegen. Dieß sehen wir an Zwiebels Beispiele, der dort in seinem Blute liegt. Er hat mich selbst versichert, daß ein Betrunkener unvernünftiger sei als ein Vieh, es sei aber die Gewohnheit, sich zu betrinken, so tief

bei ihm eingewurzelt, daß es ihm schlechterdings nicht möglich sei, sie abzulegen.

Glaubt aber ja nicht, daß die Trunkenheit die einzige Gewohnheit sei, die zum Morde verleite. Jede böse Gewohnheit kann über lang oder kurz den Menschen zu Begehung dieses Verbrechens bringen.

Die Spielsucht z. B. — wie oft hat sie die besten Freunde entzweit, und zu Mord und Todtschlag Veranlassung gegeben!

Die Dieberei, ist sie nicht auch der Weg zum Morde? Nicht jeder Dieb ist so tief gesunken, daß er ausginge um zu morden. Die mehresten betreten diesen schändlichen Weg nur in der Absicht, um sich des Vermögens ihrer Mitmenschen zu bemächtigen. Wenn sie aber auf der That ergriffen werden, und nun kein Mittel sehen, der Schande und der verdienten Strafe zu entrinnen, als den Mord derer, von welchen sie ergriffen wurden, dann ergreift sie die Mordsucht, und sie begehen ein Verbrechen, dessen sie sich kurz zuvor für unfähig gehalten haben würden.

Mord! Mord! ist so etwas Schreckliches, daß gewiß jeder Mensch dagegen einen Abscheu hat; aber wer Ohren hat zu hören, der höre! — jede böse Gewohnheit kann am Ende den Menschen so weit bringen, daß er dies unnatürliche Verbrechen begehet. Wer sich also gegen die Gefahr, ein Mörder zu werden, sichern will, der hüte sich vor dem ersten Schritte auf den Weg des Lasters!

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen."

Es wurde darauf ein Bote an die Obrigkeit des nächsten Orts geschickt, und sie ersucht, daß sie den Leichnam des Mörders auf dem Platze, wo er war erschossen worden, möchte einscharren lassen, und dann wurde weiter marschirt.

Glaskopf bewundert die Reinlichkeit der Holländer.

Das Regiment kam nun auf holländischen Grund und Boden, und das Nachtquartier wurde ihm in einem holländischen Dorfe angewiesen.

Nach der getroffenen Verabredung wurden der Feldprediger und Glaskopf wieder in ein Haus gewiesen. Als sie in das Haus eintreten wollten, kam ihnen der Wirth entgegen und präsentirte jedem ein Paar Pantoffeln. Glaskopf nahm die seinigen an die Hand und wollte damit zur Thür hinein gehen, der Wirth hielt ihn aber zurück, und sagte ihm mit Mienen, er solle erst die Pantoffeln anziehen.

„So laßt mich doch erst in die Stube," sagte Glaskopf, „daß ich erst die Schuhe ausziehen kann. Ihr seht ja, daß ich Schuhe anhabe."

Der Herr Feldprediger öffnete ihm aber das Verständniß und sagte: „die Pantoffeln müssen über die Schuhe angezogen werden." Zugleich sagte er ihm auch, daß er sich ja fein zusammen nehmen solle, damit er nichts beschmutze! weil die Holländer außerordentlich auf Reinlichkeit hielten.

Bei seinem Eintritte in das Zimmer war Glaskopf ganz erstaunt über die Reinlichkeit, die allenthalben sichtbar war. Die Stühle, die Fensterrahmen, die Thür, die Wände waren wie polirt; der Boden war mit einer aus Binsen geflochtenen Decke, und der Tisch mit einem schneeweißen Tuche bedeckt. Auch waren bereits porcellanene Teller aufgesetzt, und zwei porcellanene Gefäße, die einen weiten Bauch, einen engen Hals und oben einen breiten Rand hatten, standen auf dem Tische.

Glaskopf legte seinen Tornister in eine Ecke und stellte die Muskete daneben, ging ein paarmal in der Stube auf und ab, und da er Durst empfand, an dem es ihm nie zu fehlen pflegte, so ergriff er eins von den porcellanenen Gefäßen und setzte es, in der Meinung, daß es mit Wein oder Bier gefüllt sei, an den Mund, um es auszuleeren.

Da das Gefäß aber gar nicht zum Trinken bestimmt war, so lief ihm die Brühe theils an der Weste herunter, theils auf den Stuhl, und das Wenige, was ihm in den Mund gekommen war, hatte einen so widerlichen Geschmack, daß er es unwillig in die Stube spuckte.

Zum Unglück trat eben die Wirthin herein, als er mit Ausleerung des Gefäßes beschäftigt war, und gerieth über die Verunreinigung ihres Stuhls und Fußbodens in den heftigsten Zorn. „Duytcher," sagte sie, „was voor een disorder maakt je hier? denk je dat myn Kamer een Varkenstal is? Zie hoe dat je deese Stoel en deese Tapyten beveilt hebt." Das sollte auf gut Deutsch heißen: „Deutscher, was für eine Unordnung macht Ihr hier? Denkt Ihr, daß mein Zimmer ein Schweinestall ist? Seht, wie Ihr diesen Stuhl und diese Tapeten verunreinigt habt."

Glaskopf verstand kein Wort davon, und sagte zum

Feldprediger: „Der Henker mag das kauderwelsche Zeug verstehen, das die Frau spricht.“

Der Herr Feldprediger machte ihm aber ein finsteres Gesicht und sagte: er habe einen sehr albernen Streich gemacht. Das Gefäß, das er hätte ausleeren wollen, sein kein Trinkgefäß, sondern ein Spucknäpfchen, welches die Holländer immer auf den Tisch zu setzen, und hinein zu spucken pflegten! es habe also weder Wein, noch Bier, sondern Wasser, Speichel und Schleim enthalten.. Darauf ging er zur Wirthin, klopfte sie auf die Schulter, und gab ihr durch Geberden zu verstehen, daß er den Verdruß, der ihr zugefügt worden, sehr bedauere.

Da wurde sie etwas freundlicher, holte ein Tuch, und rieb mit der größten Sorgfalt die Flecken ab, die Glaskopf auf ihren Stuhl und ihre Fußdecke gemacht hatte.

Das Essen wurde nun aufgetragen, und ohne viele mündliche Unterhaltung verzehrt, weil beide Gäste sehr verstimmt waren; der Feldprediger wegen des albernen Streiches, den Glaskopf gemacht, und dieser wegen des Labetranks, den er zu sich genommen hatte.

Nach Tische gähnte Glaskopf, und wartete sehnlich auf die Streue. Es wurde aber keine gemacht. Als die Zeit zum Schlafengehen kam, trat der Wirth herein, schloß eine Wandthür auf, und zeigte zwei reinliche Betten, die hinter derselben für die Gäste bereitet waren. Sie machten ohne viele Komplimente Gebrauch davon.

Den folgenden Morgen ging der Feldprediger in Glaskopfs und einiger andern Soldaten Begleitung aus, um sich umzusehen. Als sie in den Hof ihres Wirthes kamen, war eine Magd damit beschäftigt, das Pflaster abzuwaschen und abzubürsten. Sie gingen nach dem Kuhstalle, und

was da Glaskopfs Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog, war eine Mistgabel, die vor dem Stalle stand. Er nahm sie voll Verwunderung in die Hand, und sagte: „ei, Leute, so eine Mistgabel ist mir noch nicht vorgekommen. Seht nur, Stiel und Zinken sind wie polirt. Meiner Treue! meines Vaters Vorleggabel war nicht reinlicher.“

Jetzt öffnete der Wirth die Stallthür, und die Gesellschaft wunderte sich nicht wenig über den Anblick, den sie hatte. Statt daß man bei dem Eintritte in die Kuhställe der Deutschen die Schwänze der Kühe zunächst vor Augen hat, so sah man ihnen hier in's Gesicht, und statt daß man dort keinen Tritt thun kann, ohne die Schuhe zu verunreinigen, so war hier alles so reinlich, wie in einer Stube. Eine Magd beschäftigte sich damit, die Kühe mit einem Lappen abzureiben und zu bürsten, und ihnen die Hörner zu waschen.

„Nun,“ fragte der Feldprediger, „wie gefällt es euch hier?“ „Vortrefflich,“ sagte einer der Soldaten. „Eine solche Reinlichkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich bin zu Hause in mancher Bauernstube gewesen, die nicht so sauber war wie dieser Kuhstall.“

„Und wie reinlich die Kühe sind!“ sagte Glaskopf; „da findet man doch an keiner auch nur ein Quentchen schwer Mist. Mein Vater bekam oft Felle, an denen der Schmutz so schwer wog, als die Felle selbst.“

„Das ist nicht viel Ehre für die Deutschen,“ antwortete der Feldprediger. „Indessen darf man die Deutschen nicht alle der Unreinlichkeit beschuldigen. Ich bin bei manchem deutschen Landwirthe gewesen, in dessen Wohnung und Ställen es ebenfalls sehr reinlich war, und der es sich zur

größten Schande angerechnet haben würde, wenn eine Kuh den geringsten Unrath an sich gehabt hätte.

Ihr lieben Freunde, merkt es euch fein, was die Reinlichkeit für eine herrliche Sache sei. Uebertreiben sie die Holländer gleich in vielen Stücken, so kann man doch gewiß auch vieles von ihnen lernen. Wenn ihr einmal eure eigene Wirthschaft anfangt, so erzählt euern Weibern fein oft von diesem Kuhstalle, und von der Reinlichkeit, die ihr in den holländischen Zimmern gefunden habt, damit sie sich gewöhnen, die Spinnengewebe wegzuschaffen, den Staub von den Gesimsen zu kehren, die Thüren fein abzwaschen, hübsch ordentlich die Stube, das Haus und die Küche aufzuräumen, und ihre Tischgeschirre wenigstens so reinlich zu halten, wie die Holländer ihre Mistgabeln.

Und bemerkt ihr nicht die Ordnung, die allenthalben herrscht? seht ihr da einen Holzspan, einen Besen, einen Stein oder einen Knochen liegen? jedem Dinge, auch dem geringsten, ist sein Platz angewiesen. Hier steht die Mistgabel, da der Besen, in dieser Ecke stehen andere Instrumente, die man bei uns nicht kennt. Lacht euch ein solcher Hof nicht entgegen? Ich will wünschen, daß es künftig in euern Stuben ebenso ordentlich aussehen möge, als in diesem Hofe. Wißt ihr denn, wann ihr euch zur Ordnung gewöhnen müßt? jetzt, da ihr noch jung seid. Wer sich erst viele Jahre hindurch an die Unordnung gewöhnt hat, der wird in seinem Leben nicht ordentlich. Sich zur Ordnung zu gewöhnen ist auch bei weitem so schwer nicht, als mancher glauben möchte.

Die zwei Hauptregeln, die man bei der Gewöhnung zur Ordnung befolgen muß, sind diese: gib jeder Sache ihren bestimmten Ort, und stelle und lege alles, was du

gebraucht hast, wieder an seinen Ort. Ist denn dieß etwa so schwer? Kostet es denn der holländischen Magd etwa mehr Mühe, die Mistgabel hier und den Besen dorthin zu stellen, als es kostet, sie auf dem Hofe liegen zu lassen?"

Während sie in diesem Gespräche begriffen waren, kam der Kriegskommissarius, und zeigte dem Feldprediger einen Wechsel über 12,000 Gulden, den ihm ein gewisser van der Hoot für das Regiment zahlen solle, der in diesem Orte wohnte, und also wahrscheinlich ein Bauer wäre. „Es muß ein Irrthum sein," sagte er, „wie kommen ein Bauer und 12,000 Gulden zusammen?"

„Beurtheilen Sie," sagte der Feldprediger, „die holländischen Bauern nicht nach unsern Landsleuten." Er zeigte darauf den Wechsel seinem Wirthe und fragte ihn, wo dieser Mann wohne? Er zeigte ihm dessen Haus, das zunächst an dem seinigen stand. Der Kriegskommissarius ging also zu dem Herrn van der Hoot, und der Feldprediger nebst seiner Gesellschaft begleitete ihn.

Van der Hoot empfing die Gesellschaft in der Hausthür, der Kriegskommissarius zeigte ihm den Wechsel, und er wurde sehr ängstlich. Der Kriegskommissarius bemerkte es, und sagte zum Feldprediger: sehen Sie, wie verlegen er ist? Ich werde wohl leer abziehen müssen. Eigentlich war er aber nicht des Wechsels wegen verlegen, sondern weil er für die große Gesellschaft, die vor seinem Hause stand, nicht Pantoffeln genug hatte. Er gab dieß durch Worte und Mienen zu verstehen, und holte drei Paar Pantoffeln herbei, davon bekamen der Kriegskommissarius, der Feldprediger und Glaskopf jeder eins. Den übrigen sagte der Feldprediger, daß sie zurückbleiben müßten, weil van der Hoot nicht Pantoffeln genug für sie habe. Sogleich

traten sie zurück, und die Aengstlichkeit des van der Voot verlor sich. Er ließ die drei in sein Zimmer treten, und fragte den Kriegskommissarius, ob er die Zahlung in Dukaten, Karolins oder holländischen Gulden haben wolle? ihm sei es gleich, weil er mit allen diesen Münzsorten versehen sei. Da ihm dieser sagte, er wünsche die Zahlung halb in Dukaten, halb in holländischen Gulden zu haben, so holte er erst ein Säcklein voll Dukaten, aus dem er für 6000 Gulden heraus zahlte, dann ein Paar Säcke voll Silbergeld, die gerade zureichten, die übrigen 6000 Gulden zu bezahlen. Der Kommissarius ließ sich das Geld in ververschiedene Beutel thun, um sie von den Soldaten forttragen zu lassen.

Ehe dieß aber noch geschah, wurde die Gesellschaft erst mit Thee uud Zwieback, holländischem Käse und Mallagawein bewirthet, welches allen, aber vorzüglich einem Gewissen, sehr wohl behagte, der den Mallagawein weit schmackhafter fand, als den Labetrank, mit dem er sich den Tag zuvor begossen hatte.

Als die Gesellschaft wieder vor das Haus kam, bezeigte sie ihr Erstaunen über den Reichthum dieses Bauern, und Glaskopf war besonders geschäftig, seinen Kameraden von der Wohlhabenheit dieses Mannes zu erzählen, und sie mit der Dürftigkeit seiner Landsleute in Vergleichung zu stellen.

Nachdem sie eine Zeit lang geplaudert hatten, nahm der Feldprediger das Wort und sagte: „woher kommt es wohl, daß der holländische Bauer so wohlhabend ist?“

Einige suchten die Ursache davon in der Fruchtbarkeit des Bodens, andere in der Regierung, andere in noch

etwas anderem, und alle meinten: zu solcher Wohlhabenheit könne kein deutscher Bauer kommen.

„Wahr ist es,“ sagte der Feldprediger, „daß die Holländer ein sehr fruchtbares Land bewohnen, indeß gibt es doch auch Gegenden in Deutschland, die dem holländischen Boden an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Wahr ist es auch, daß das Land (welches damals unter dem Erbstatthalter stand) wenig Abgaben hat, weil die holländische Regierung ihre Einkünfte mehrentheils von der Schifffahrt zieht. Wahr ist es auch, daß die holländischen Bauern wegen der Schifffahrt ihre Erzeugnisse leichter und mit größerm Vortheile absetzen können, als unsere deutschen Bauern. Bei alle dem würden aber die holländischen Bauern doch nicht so reich werden, wenn sie nicht auch so gute Wirthe wären, ihre Aecker, Gärten und Vieh nicht so gut in Acht nähmen, und nicht so viel auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Auch der deutsche Bauer, wenn er die Landwirthschaft gut versteht, die Arbeit nicht scheut, seine Geschäfte mit Nachdenken betreibt, auf Ordnung und Reinlichkeit hält, und dafür sorgt, daß er immer eine gute Haushaltungskasse habe, aus welcher er alles zur rechten Zeit einkaufen kann, wird leicht ein wohlhabender Mann, wenn schon es ihm nicht möglich ist, solche Geldsäcke zu füllen, wie wir sie bei Van der Hoot fanden.

Unverhofftes Wiedersehen.

Den Abend wendete der Feldprediger nebst seinem Stubengesellschafter dazu an, daß sie in ihre Bücher eintrugen, was sie bemerkt hatten. Sie lasen sie dann einander vor. Der Feldprediger hatte freilich mehr als Glaskopf, unterdessen freute er sich doch, daß dieser anfing aus seinem Taumel zu erwachen, und außer dem sauern Biere und den Klösen ohne Speck, noch andere Dinge merkwürdig fand.

Am folgenden Tage bekam Glaskopf nebst seinem Hofmeister Quartier bei einem Metzger, der sie freundlich aufnahm.

Als er den Feldprediger erblickte, machte er große Augen, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, lächelte und schüttelte den Kopf, und sobald der Feldprediger aus der Stube gegangen war, fragte er Glaskopfen: „wie heißt denn der Herr, der bei Ihm ist?“

„Es ist der Feldprediger Alcor,“ erhielt er zur Antwort.

„So! so!“ sagte der Wirth, und ging ab, um die Mahlzeit zuzubereiten.

Nach einer Stunde wurde sie aufgetragen, und war so reichlich, daß beide Gäste sich darüber verwunderten. Der Wirth, seine Frau und seine beiden Knaben setzten sich mit zu Tische. Der Feldprediger getraute sich aber nicht zu sprechen, weil er das Holländische nicht sprechen konnte; der Wirth stellte sich, als wenn er kein Deutsch verstände, und Glaskopf war der Meinung, daß er bei der reichlichen Mahlzeit den Mund zweckmäßiger als mit Sprechen beschäftigen könne.

Erst da das erste Weinglas geleert war, öffnete der Wirth den Mund und sprach zum Feldprediger: „Ja! ja! mein lieber Müllers Fritz, es ist lange, daß wir nicht zusammen gesessen haben?“

F. Zusammen gesessen? Wo denn da?

W. In der Schule, lieber Müllers Fritz!

F. In der Schule? Mein Gott! bist du nicht Martin Roßleder?

W. Martin Roßleder, mit dem du so manchen Ball gestrickt hast.

Der Feldprediger war vor Freuden außer sich, fiel seinem Wirthe um den Hals, und Frau und Kinder standen erstaunt da, weil sie gar nicht wußten, was dieß bedeuten solle.

Roßleder sagte ihnen darauf auf Holländisch, daß dieser Herr sein alter Schulfreund sei, mit dem er seine Jugendjahre sehr vergnügt verlebt habe. Da stand die Frau auf und machte ihm eine Verbeugung und die Knaben küßten ihm die Hand, der Feldprediger küßte ihnen dagegen den Mund.

Nun wurde auf einmal das Gespräch lebhafter. „Eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet,“ sagte der Feldprediger, „als daß ich dich, lieber Roßleder, hier finden würde. Wie bist du denn hieher gekommen?“

R. Ja, lieber Fritz! der liebe Gott führt seine Menschen zuweilen gar wunderbar. Nachdem ich das Metzger-Handwerk erlernt hatte, ging ich in die Fremde, und nahm erst von dir Abschied. Weißt du noch?

F. Ich werde es ja wissen. Du schenktest mir ja,

(indem er den Beutel zog und eine Münze auf den Tisch warf) diesen Harzgulden; kennst du ihn noch?

R. Du mußt mich doch noch ein Bischen lieb haben, da du diesen Harzgulden so lange aufbewahrt hast. Als ich dir den Harzgulden gegeben hatte, ging ich fort, immer weiter, bis ich nach Amsterdam kam. Hier ließ ich mich bereden, mit nach Grönland auf den Wallfischfang zu gehen. Bei meiner Zurückkunft wurden Matrosen auf Schiffe gesucht, die nach Westindien segeln sollten. Nun wirst du dich erinnern, lieber Fritz, wie wir beide sonst in die weite Welt zu gehen wünschten, wenn wir mit einander den Robinson lasen. Du kannst also leicht denken, daß ich die Gelegenheit, nach Westindien zu kommen, mit Freuden ergriff. Da ich mir auf meiner Fahrt nach Grönland Geld erspart hatte, so kaufte ich mir dafür allerlei Sachen ein, von denen man mir sagte, daß man sie in Westindien mit großem Vortheile verkaufen könnte. Meine Fahrt war glücklich, und wir kamen wohlbehalten in Surinam an, wo ich mir ein hübsches Sümmchen Geld machte.

Die Seereisen gefielen mir so wohl, daß ich bei meiner Rückkehr den festen Entschluß faßte, im nächsten Frühjahre auch eine Fahrt nach Ostindien zu machen. Damit ich aber bis dahin mein Geld nicht angreifen dürfte, so nahm ich Arbeit bei einem Metzger in Utrecht. Hier kam ich bald auf andere Gedanken. Ich fand da etwas, das mir besser gefiel, als Ost- und Westindien, und Grönland und Spitzbergen. Das war meine nunmehrige liebe Frau, die du hier vor dir siehst. Sie ist die Tochter meines damaligen Meisters.

Die Liebe zu ihr machte mich so unruhig, daß ich auf keiner Stelle zu bleiben wußte, und wenn ich in das Bette

kam, konnte ich nicht schlafen. Mancherlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Bald wollte ich der Adelheid (dieß ist der Taufname meiner Frau), bald ihrem Vater meine Liebe entdecken, bald so weit gehen, als mich meine Beine trügen, bald mir ein Leid anthun. Wenn dann der Tag anbrach, so entdeckte ich meine Liebe der Adelheid nicht und dem Vater nicht, ging nicht so weit mich meine Beine trugen, und that mir auch kein Leid an.

F. Da hast du nicht übel daran gethan. Nun fahre doch fort! —

R. An einem Sonntage ging Adelheid auf eine Hochzeit, geputzt wie eine Prinzessin, und ich — ich hatte das Nachsehen. Da hätte ich aus der Haut fahren mögen. Mancherlei dumme Gedanken gingen mir durch den Kopf, endlich entschloß ich mich, zu einem deutschen Landsmanne, dem Herrn Cramer, zu gehen. Ich war schon mehreremal bei ihm gewesen. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der mir schon manche gute Lehre gegeben hatte. Noch immer danke ich Gott dafür, daß er mir diesen Gedanken eingegeben hat. Als ich zu ihm kam, fand ich ihn in seinem Lehnstuhle bei einer Kanne Thee und einer Pfeife Tabak.

„Willkommen Landsmann!“ sagte er. „Setz’ dich! stopf’ dir eine Pfeife Tabak und trink eine Tasse Thee mit mir. Aber wie kommst du mir vor? Du siehst so bleich aus, und drehst so unruhig die Augen umher, bist du krank?“

Da ich ihn versicherte, daß ich nicht krank sei, that er noch verschiedene Fragen an mich und wußte mich so treuherzig zu machen, daß ich ihm mein ganzes Geheimniß entdeckte.

„Gib mir die Hand, Landsmann!“ sagte er. „Ich danke dir für deine Offenherzigkeit. Ich will dir nun rathen so gut ich kann. Du bist verliebt, und — mit der Liebe darf man nicht spaßen. Sie hat schon manche vernünftige Leute zu Narren gemacht, und manche gute Menschen zu den schändlichsten Handlungen verleitet. Hast du denn Religion?“

Als ich ihn dieß versicherte, fuhr er fort: „Nun so darfst du schlechterdings keinen Schritt thun, von dem du nicht Gott Rechenschaft geben kannst. Hüte dich also ja, daß du nicht durch unerlaubte Mittel, durch List, Ueberredung oder Gewalt zu deinem Zwecke zu kommen suchest. Vor der Hand gib dir Mühe, deine Liebe zu beherrschen. Denn wenn dir das Mädchen nun nicht von Gott bestimmt ist, was hilft dir deine Liebe? Du wirst dich dadurch nur unglücklich machen. Thue deine Schuldigkeit, wie ein rechtschaffener Bursch, sei fleißig und unermüdet in deiner Arbeit, mache alles auf's Beste, thue was du deinem Meister an den Augen absehen kannst. Sei gegen deine Adelheid gefällig, aber sag' ihr keine Liebeleien vor!

Wenn du nun ein Paar Jahre so gearbeitet hast, und dein Meister und seine Tochter dich haben kennen lernen, nun so gehe zu jenem und sprich ihn um diese an. Weißt du, wie lange Jakob seinem Schwiegervater diente, um die Rahel zu bekommen? So lange sollst du nicht dienen. Zwei Jahre aber mußt du wenigstens aushalten.

Es gibt kein anderes erlaubtes Mittel, dir die Liebe der Adelheid und das Zutrauen ihres Vaters zu erwerben, als daß du durch dein Betragen zeigst, daß du ein fleißiger, rechtschaffener, gefälliger Bursche bist. Führt dich dieses Mittel nicht zu deinem Zwecke, erhältst du nach zwei Jahren eine abschlägige Antwort, so ergib dich in dein Schicksal,

wie es einem guten Christen zukommt, und gehe so weit dich deine Beine tragen. Erhältst du aber, wie ich hoffe, keine abschlägige Antwort, nun, so kannst du deine Braut annehmen, als von Gott gegeben."

Ich dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen. Die eine Hälfte des Raths zu befolgen, meine Schuldigkeit als ein rechtschaffener Bursche zu thun, war mir sehr leicht, ich war noch einmal so fleißig wie sonst, that was ich meinem Herrn und seiner Tochter an den Augen absehen konnte, und wäre beiden durch's Feuer gelaufen, wenn sie es verlangt hätten. Mit dem andern Theile des guten Raths wurde es mir aber desto schwerer, meine Liebe ganz zu beherrschen war mir nicht möglich. Zwar gab ich sehr auf mich Achtung, daß ich Niemandem etwas davon merken ließ, mir kam es aber doch vor, als wenn man etwas davon gemerkt hätte.

Fünf Vierteljahre hatte ich so um meine Adelheid treu und redlich gedient, da kam ein reicher Wittwer und hielt um sie an. Wie mir dabei zu Muthe war, kannst du leicht denken. Es schmeckte mir weder Essen noch Trinken, und, was mir noch nicht begegnet war, als ich Würste machte, vergaß ich Salz hinein zu thun. Mein Meister knurrte darüber, und seine Tochter? die kam zu mir und sagte: „nun, Roßleder! wo hat Er denn seine Gedanken gehabt? Er hat ja kein Salz in die Würste gethan?"

„Ach," antwortete ich, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ich mache alles verkehrt. Nun wird Ihr Vater böse auf mich werden, und so etwas bin ich nicht gewohnt; das Beste wäre wohl, daß ich meinen Abschied nähme."

Ich faßte sie scharf in die Augen, da ich dieß sagte.

Sie wurde im ganzen Gesichte wie Scharlach, holte tief Athem und sagte: „Abschied nehmen? Um so einer Kleinigkeit willen? Es wird Ihm wohl in unserem Hause nicht gefallen.“

„Bis jetzt hat es mir nur ein Bischen zu gut gefallen,“ sagte ich.

„Nun, da wird Er ja auch wohl länger bleiben“ —

Mit diesen Worten ging sie fort, und — ich hatte genug. Wie der Wind lief ich zu ihrem Vater und bat ihn um Verzeihung wegen des Fehlers, den ich begangen hatte.

„Es ist schon vergeben,“ sagte er.

„Will Er mich denn länger behalten?“ fragte ich, und da er mir sagte, daß er noch mit keinem Burschen so zufrieden gewesen wäre, als mit mir, und daß er wünsche, ich bliebe lebenslang bei ihm, so platzte ich heraus: „Meister!“ sagte ich, „gern bleibe ich lebenslang bei Ihm, aber nur unter einer Bedingung — wenn Er mir Seine Tochter gibt.“

„Das dachte ich wohl,“ sagte er. „Ich habe lange so etwas gemerkt. Ich will halt mit meiner Tochter davon sprechen.“

Jetzt trat die Tochter selbst herein. Der Vater räusperte sich, schneuzte sich, am Ende rückte er mit der Sprache heraus. „Kannst du denken,“ sagte er, „Roßleder will dich zur Frau haben. Du hast deinen freien Willen, denn du nimmst einen Mann für dich und nicht für mich. Ich kann den Burschen wohl leiden. Wie steht es mit dir?“

„Mit mir?“ gab sie zur Antwort, „du weißt ja, was ich dir gesagt habe.“

Hier faßte ich des Meisters Hand, und fragte, „was hat sie gesagt?“

„Roßleder!“ erhielt ich zur Antwort, „ich kann die Weitläuftigkeiten nicht leiden. Ich will es Ihm also kurz und gut sagen, was mir meine Tochter gestanden hat. Als ich sie fragte, ob sie den Herrn Ruyter haben wolle? gab sie mir zur Antwort: sie hätte Einen in ihr Herz geschlossen, wenn sie diesen nicht haben könnte, so wollte sie lieber gar keinen Mann nehmen, und dieser Eine hieße Roßleder.“

Da war nun Freude in allen Ecken. Adelheid wurde auf der Stelle meine Braut, und in vier Wochen — meine Frau.

Nun lebe ich mit ihr vergnügt und habe die zwei Jungen von ihr bekommen, an denen ich meine größte Lust sehe. So ist es mir gegangen, lieber Alcor! und dir? wie hast du denn gelebt?

Der Feldprediger erzählte ihm nun seine Lebensgeschichte auch, und als er damit fertig war, fuhr Meister Roßleder fort: „du bist doch ein ganz anderer Mann geworden, als ich. Du bist ein Gelehrter und ich — nur ein Metzger. Was du bist, hätte ich auch werden können. An Kopfe hat es mir nicht gefehlt, das weißt du. Als wir in der Schule neben einander saßen, haben wir immer mit einander um die Wette gelernt. Erinnerst du dich noch?

F. Recht wohl. Ich weiß es auch noch gar wohl, daß der Rektor mit dir oft besser zufrieden war, als mit mir. Da du aber einen so guten Kopf hattest, warum hast du denn nicht auch studirt?

R. An mir hat es nicht gelegen. Du weißt ja aber, daß es mein Vater nicht zugab.

F. Und was muß ein gutes Kind thun, wenn der Vater etwas will?

R. Es muß ihm gehorchen.

F. Ganz recht. Den Vater hat uns Gott gegeben, und daß wir dem Vater gehorchen sollen, das ist sein Wille. Es ist also Gottes Wille gewesen, daß du nicht studiren, sondern ein Metzger werden solltest. Damit kannst du dich beruhigen.

R. Ich muß ja wohl. Es geht mir aber doch im Kopfe herum, wenn ich bedenke, daß ich weit mehr Gutes hätte stiften können, wenn ich ein Gelehrter geworden wäre.

F. Wirklich? Da kannst du ja wohl gar weiter sehen, als der liebe Gott. Denn wenn dieser gewußt hätte, daß der Gelehrte Roßleder mehr Nutzen stiften würde, als der Metzger Roßleder, so würde er es gewiß so gefügt haben, daß du ein Gelehrter geworden wärest. Stiftest du nicht auch Nutzen? Ist denn das eine Kleinigkeit, daß du so vielen hundert Menschen Nahrungsmittel verschaffst? so viele hundert Matrosen jährlich mit Wurst und Speck versorgst? Jetzt bist du ein geschickter Metzger, wie ich daraus schließe, daß dein Meister dich nicht von sich lassen wollte, und dir seine Tochter gab. Ob du ein eben so geschickter Gelehrter geworden sein würdest, das ist noch gar nicht erwiesen. Man hat der Beispiele gar viele, daß junge Leute, die die besten Köpfe hatten, auf Universitäten verführt, daß sie liederlich, und schlechte Gelehrte wurden. Da glaube ich nun immer, daß ein guter Metzger weit mehr Nutzen stifte, als ein schlechtdenkender oder ungeschickter Gelehrter. Eine gute Wurst, ein guter Schinken ist mir allemal lieber, als ein schlechtes Buch. Und wer gute Würste macht, der stiftet gewiß weit mehr Gutes als ein Gelehrter, der schlechte, oder gar sittenverderbende Bücher schreibt.

R. Du weißt mir ja recht nach dem Maule zu reden.

F. Das gar nicht, lieber Freund. Als ich aus Deutschland abreiste, bekam ich eine Schrift zu lesen, die so verführerisch war, daß gewiß viele junge Leser und Leserinnen dadurch werden verdorben werden. Wenn ich dich nun unter deinen Würsten, Schinken und Speckseiten sehe, so erscheinst du mir als ein recht nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft; der Verfasser jener Schrift hingegen erscheint mir als ein höchst schädliches Glied derselben. Du nährest die Körper, jener verderbt die Seelen.

R. Ich danke dir für die gute Lehre, die du mir gegeben hast. Von jetzt an werde ich noch freudiger meine Würste machen und meinen Speck einsalzen.

F. Das thust du mit allem Rechte. Ich muß dir aber noch mehr sagen. Du bist ja nicht blos Metzger, sondern auch Ehemann und Vater, Unterthan, Bürger. Wie ich sehe, so bist du ein sehr guter Ehemann und Vater, weil du, nach so vielen Jahren, deine Frau noch liebst und von ihr geliebt wirst, und ein Paar so liebe Jungen erzogen hast. Ein guter Bürger und Unterthan bist du gewiß auch, denn wer seine Pflichten gegen Frau und Kinder erfüllt, der erfüllt sie gewiß auch gegen seine Mitbürger und seine Obrigkeit. Wie viel Gutes kannst du also stiften, wenn du deine gute Frau recht lieb hast, und ihr das Leben angenehm machst, wenn du deine Söhne zu guten, geschickten und fleißigen Leuten erziehst, wenn du deinen Mitbürgern in der Noth beispringst, und ihnen ein gutes Beispiel gibst.

R. Du hast wohl recht, mein lieber Fritz Alcor! Inzwischen wenn ich nun alle meine Pflichten erfüllt habe, so bin ich doch weiter nichts, als Meister Roßleder. Und

wenn wir mit einander reiseten und kämen in Gesellschaft, so würde man dem Feldprediger Verbeugungen machen, und Meister Roßledern kaum einen Stuhl präsentiren.

F. Geht es mir denn nicht ebenso? Besinnst du dich noch auf Heinrich Schuhu, der mit uns in die Schule ging? Der ist jetzt Geheimer-Rath und hält sich Kutsche und Pferde. Wenn ich mit diesem in Gesellschaft kam, so stand alles vor ihm auf, und der Feldprediger wurde kaum bemerkt. Ich muß dir aber sagen, daß ich deßwegen nie eine trübe Stunde gehabt habe. Aus der Ehre, die man dem Stande oder Titel erzeigt, habe ich nie etwas gemacht, aber desto mehr aus der Ehre, die man den Personen selbst erweist. Wenn meine Soldaten mich lieb haben, wenn meine Officiere mich schätzen, und ich am Ende des Tages an Gott denke und ihm von meinen Handlungen Rechenschaft geben kann, so fühle ich mich so geehrt, daß mir alle andere Ehrenbezeigungen vollkommen gleichgültig sind. Genießest du diese Ehre nicht auch? Wirst du nicht von deiner Frau und deinen Kindern geliebt? Schätzen dich nicht deine Mitbürger?

R. Ja, das ist wahr, und es wäre unrecht von mir gehandelt, wenn ich es läugnen wollte.

F. Wenn wir beide vor Gott stehen, gibt dieser dem Feldprediger wohl den Vorzug? Wenn Meister Roßleder und der Feldprediger beide ihre Schuldigkeit thun, sind sie dann nicht bei Gott beide gleich gut angeschrieben?

R. Ja! ja! du hast recht. Ich glaube, ein rechtschaffener Metzger steht bei ihm in größerm Ansehen, als ein ungerechter Edelmann.

F. Und noch eins! Wenn du jetzt deine Frau los-

schlagen könntest, um welchen Preis würdest du sie wohl hingeben?

R. Um keinen in der Welt. Nein, meine Adelheid, die geht mir über Alles.

F. Und diese Adelheid hättest du nicht, wenn du ein Gelehrter geworden wärest. Freue dich also, lieber Freund! über das viele Gute, das du hast, und gräme dich nicht über —

Pumps! da fiel Glaskopf vom Stuhle, und blutete aus der Nase. Er hatte des Guten zu viel gethan, und lag nun da ohne alle Besinnung. Die Frau Roßledern hatte ihre Kinder und sich selbst zu Bette gebracht, und die beiden Schulkameraden hatten mit dem Blutenden vollauf zu thun. Zum Glück hörte das Blut auf zu laufen, sobald sie ihm die Stirn mit kaltem Wasser gewaschen hatten. Sie wollten ihm auf die Beine helfen und ihm bei dem Ausziehen behülflich sein, er konnte aber auf keinem Beine stehen. Sein Wirth nahm also die für ihn bestimmten Betten aus der Bettstelle, warf sie auf die Erde, und Glaskopf wurde unausgekleidet darauf gelegt. Herr Alcor entkleidete sich aber, bestieg das für ihn bestimmte Bett und wünschte seinem lieben Schulkameraden eine angenehme Ruhe.

Von keinem Wirthe hatte sich der Feldprediger so ungern getrennt, als von seinem Freunde Roßleder. „Ist es denn gar nicht möglich,“ fragte dieser, „daß du ein Paar Tage bei mir bleiben, und hernach mit Postpferden nachreisen könntest?“

„Möglich und nicht möglich,“ antwortete der Feldprediger, „nachdem man es nimmt. Von außen her ist nichts, das es mir unmöglich machte. Es kostete mich bei meinem

Obersten ein Wort, so würde ich die Erlaubniß, ein Paar Tage zurück zu bleiben, erhalten. Aber in mir sitzt ein Oberster, der etwas streng ist, und der mir die Erlaubniß zum Zurückbleiben schlechterdings nicht ertheilt. Dieser ist — mein Gewissen."

„Für die leibliche Pflege unserer Soldaten ist hinlänglich gesorgt, um ihre geistige Pflege bekümmert sich aber Niemand. Diese ist mir anvertrauet, und ich kann sie daher nicht verlassen. Ich beobachte sie immer, und nütze hier durch Ermahnung, dort durch Warnung, oder durch Belehrung, oder durch Trost. Leb' wohl Lieber! und behalte mich lieb. Bringt mich Gott wieder lebendig und gesund aus Amerika zurück, so suche ich dich wieder auf, bleibe eine Woche bei dir, und dann wollen wir uns von dem, was wir in der Welt gesehen, erfahren und geduldet haben, weitläufiger unterhalten. Gott gebe, daß wir einander wieder sehen! Gibt er es aber nicht, sehen wir einander nicht wieder, nun so geschehe sein Wille! Einst werden wir einander doch in einer bessern Welt wieder finden."

So zog er ab, Glaskopf folgte ihm, drückte seinem Wirthe die Hand und dankte für die gute Bewirthung.

So oft auf dem Wege Halt gemacht wurde, ging der Feldprediger bald zu diesem, bald zu jenem Soldaten, sprach mit ihm, und machte ihn aufmerksam auf mancherlei, das man in Deutschland nicht sieht. Nur Einen Soldaten vermied er sorgfältig, und dieser hieß — Glaskopf. Es schien, als wenn er es gewaltig übel genommen hätte, daß dieser den Tag zuvor so betrunken gewesen war. Doch kam er des Abends wieder mit ihm in Einem Quartiere zusammen, und verzehrte mit ihm das Abendbrod.

Nachdem es verzehrt war, sagte der Feldprediger: „nun wollen wir auch einander vorlesen, was wir gestern bemerkt haben.“

Gl. Nun, da lesen Sie vor!

F. Heute soll Er einmal den Anfang machen.

Gl. Ich? Ich habe gar nichts aufgeschrieben.

F. Und warum denn nicht?

Gl. Der Kopf that mir heute so weh, daß ich gar keine Gedanken zusammenbringen konnte.

F. Mir that er nicht weh. So will ich Ihm also vorlesen, was ich bemerkt habe.

Er las darauf vor, und der Schluß seiner Vorlesung war folgender: „Gern hätte ich mit meinem guten Wirthe länger geplaudert, aber mein Kriegskamerad Glaskopf entzog mir dies Vergnügen. Da wir mitten im Gespräche waren, fiel er vom Stuhle und schlug sich die Nase blutig. Wir wollten ihn auskleiden, er war aber so betrunken, daß er auf keinem Beine stehen konnte. Wir mußten ihn also unausgekleidet auf die Streue schleppen. Dieß machte mich sehr traurig, weil ich sah, daß er noch immer der alte Glaskopf wäre, der seine Begierden gar nicht beherrschen kann, und daß ich mit allen meinen Vorstellungen bei ihm nichts ausgerichtet hätte.

Gl. Hm! Ich kann nichts dazu. Wer hätte denn denken sollen, daß der Wein so stark wäre?

F. Das sind faule Fische. Ich habe ja von dem nämlichen Weine getrunken, den Er trank, warum hat er mir denn nicht geschadet?

Gl. Sie werden wohl mehr vertragen können.

F. Glaskopf! sei Er nicht unhöflich. Wo ist denn

die volle Bouteille, die gestern auf dem Tische stehen blieb?

Gl. Die volle Bouteille?

F. Ja, die volle Bouteille mit Maderawein?

Gl. Die habe ich freilich ausgetrunken. Ich wollte sie doch nicht umkommen lassen.

F. Sie würde nicht umgekommen sein. Ist es denn aber da ein Wunder, daß Er ganz sinnlos wurde, wenn Er, außer der Ihm bestimmten Portion, noch eine ganze Bouteille ausleerte? Ich habe von einem alten Prediger gehört, der, als er in einer Gesellschaft war, wo stark getrunken wurde, den Wirth bat, ihm zu erlauben, daß er nicht mehr trinken dürfe als ein Ochse. Dieß wurde ihm zugestanden, und der Prediger leerte zwei Spitzgläser voll Wein aus. Heißt das getrunken wie ein Ochse? fragte ihn der Wirth. Allerdings, gab ihm der Prediger zur Antwort. Ein Ochse trinkt ja nicht länger, als bis sein Durst gelöscht ist. Mein Durst ist vollkommen gelöscht.

Gl. Sie werden mich doch nicht zum Ochsen machen wollen?

F. Ganz und gar nicht. Er hat ja nicht getrunken wie ein Ochse. Er hat gesoffen. Ich wollte, daß ich mich mit Ihm gar nicht abgegeben hätte, denn ich sehe, daß an Ihm Hopfen und Malz verloren ist.

Gl. Das ist meine Meinung auch, und ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß ich so alt bin, daß ich keinen Hofmeister mehr nöthig habe.

„Gute Nacht!“ sagte der Feldprediger, und legte sich zur Ruhe.

„Gute Nacht!“ antwortete Glaskopf, und — legte sich nicht zur Ruhe. Er schlich sich vielmehr fort in ein Wein-

haus, und da der Feldprediger des Morgens aufstand und nach Glaskopfs Bette ging, fand er es leer, und noch so ordentlich, als wenn gar Niemand in demselben geschlafen hätte.

Er erkundigte sich bei dem Hauswirthe, ob er nicht wisse, wo sein Stubengesellschafter geblieben sei? Da ihn dieser aber versicherte, daß er sich weiter um ihn nicht bekümmert, sondern nach zehn Uhr sein Haus verschlossen habe, so ging er sogleich zum Obersten und meldete den Vorfall. Dieser fuhr ihn etwas unsanft an, und fragte, warum er auf den Kerl nicht besser Achtung gegeben habe? aber Herr Alcor antwortete mit festem Tone: „ich habe von Niemand den Auftrag bekommen, der Wächter dieses Menschen zu sein.“ So war es gut. Der Oberste ließ nun seinetwegen allenthalben Nachfrage thun, brachte aber weiter nichts heraus, als daß er den Tag zuvor in einem Weinhause gewesen wäre, mit einem Unbekannten viel heimlich gesprochen hätte, und dann mit ihm fortgegangen sei.

Da der Oberste es nicht für gut hielt, daß das ganze Regiment Glaskopfs wegen liegen bliebe, so ließ er es ohne ihn abmarschiren.

Und was war denn aus Glaskopf geworden? — Gleich soll es der Leser erfahren.

Glaskopf kommt aus dem Regen unter die Dachtraufe.

Im Weinhause hatte sich einer von den Weingästen zu ihm gesellt, der sich Bleimann nannte, und es hatte sich zwischen ihnen folgendes Gespräch entsponnen:

Bl. Guten Abend Landsmann!

Gl. Guten Abend!

Bl. Ich freue mich allemal, wenn ich einen Deutschen sehe. Ein Deutscher bleibt doch ein Deutscher, und wenn ich einen antreffe, so ist es mir immer als wenn ich einen Bruder sähe. Wie gefällt Ihm denn das Soldatenleben?

Gl. Das ist ein Hundeleben. Man hat seine Freiheit nicht ordentlich; keinen Kaffee, kein gutes Bier bekommt man, und ein Lumpengeld — zu einem solchen Leben hat mich mein Vater nicht erzogen.

Bl. Ich habe auch mein' Tage keine Lust am Soldatenleben gehabt. Wenn Ihm aber das Soldatenleben nicht gefällt, warum —

Gl. Warum ich Soldat geworden bin? Ich bin gezwungen worden. Kann Er sich vorstellen, da ich mit ein Paar guten Freunden bei der Karte sitze, und in aller Unschuld Solo spiele, da tritt ein Korporal in die Stube, nimmt mich mit fort, und steckt mich unter die Soldaten. Die haben mich bis hieher geschleppt, und nun soll ich nach Amerika.

Bl. Je, da schlage Pulver und Blei drein! Aber weiß Er, Landsmann! was ich thäte, wenn ich an Seiner Stelle wäre?

Gl. Was denn?

Bl. Ich liefe davon.

Gl. Das ist wohl ganz gut; ich fürchte mich nur vor dem Erwischtwerden. Es ist kein Spaß bei der Sache. Als wir ausmarschirten wurde uns vorgelesen, daß jeder, der auf dem Marsche desertire, sogleich erschossen werden solle.

Bl. Sollen denn auch die erschossen werden, die man nicht wieder kriegt?

Gl. Die freilich nicht.

Bl. Nun, da sieht Er es ja. Das Davonlaufen wird nicht bestraft, sondern das Wiedergekriegtwerden. Man muß sich nur nicht wiederkriegen lassen, so hat es weiter keine Noth.

Gl. Wo soll ich denn aber hin in einem blutfremden Lande, wo ich weder Weg noch Steg weiß.

Bl. Auf's Schiff, Bruder! Doch wir haben ja noch nicht Brüderschaft getrunken. Herr Wirth! noch eine Bouteille Wein! Ich halte dich heute zechfrei, und bezahle was du schon getrunken hast und was du jetzt trinkst. Also, her das Glas auf gute Brüderschaft!

Gl. (mit dem Glase anstoßend). Es gilt schon.

Bl. Also, lieber Bruder! wenn der Mensch ein Glück in der Welt machen will, so muß er zu Schiffe gehen, aber nicht so wie du, als ein armer Soldat, sondern als Matrose. Da kann man sich mit dem Handel in einem Vierteljahre mehr verdienen, als auf dem festen Lande in zehn Jahren. Ich habe noch keinen aus Indien sehen wiederkommen, der nicht einen Sack voll Goldstücke mitgebracht hätte.

Gl. Das lasse ich gelten. Aber Bruder, wie komme ich denn auf das Schiff?

Bl. Dafür laß du mich sorgen. Jetzt trink dein Glas aus und laß uns gehen.

Bleimann bezahlte, und Glaskopf ging, oder wackelte vielmehr, und Bleimann führte ihn. Er brachte ihn durch verschiedene abgelegene Straßen zur Stadt hinaus, und auf das Dorf, wo er wohnte. Hier beherbergte er ihn, bis das Regiment abmarschirt war, dann führte er ihn, nebst noch zwei Andern nach Amsterdam, brachte die Gesellschaft in ein ansehnliches Haus und in demselben in einen Keller, wo Glaskopf eine zahlreiche Gesellschaft vorfand, mit welcher er so lange eingesperrt gehalten wurde, bis das Schiff, für welches er bestimmt war, seine Fahrt nach Westindien antrat. Bleimann ließ nichts wieder von sich weder hören noch sehen.

Glaskopf kommt in eine neue Schule.

Anfänglich gefiel es Glaskopfen auf dem Schiffe recht wohl. Es ging so sanft, und gab gar nicht solche Stöße wie auf dem Karren, auf welchem er nach dem Ausmarsche aus seiner Vaterstadt gefahren wnrde. Es kam ihm bisweilen sogar vor, als wenn das Schiff still stände, und die Länder und Inseln fortschwämmen. Da es Nacht wurde, sah er sich nach einem Bette um, wurde aber zu seiner großen Verwunderung in ein Tuch gewiesen, das an der Decke angebunden war. Man pflegt es eine Hangematte zu nennen, und er mußte in dasselbe klettern. Auch hier gefiel es ihm wohl. Das Hin- und Herschwanken der

Hangematte machte ihm Spaß, und er wurde dadurch bald in einen sanften Schlaf gewiegt.

Den folgenden Tag ging es aber nicht so gut. Es wurde ihm übel, er mußte sich erbrechen, und das Erbrechen griff ihn so sehr an, daß er bisweilen wie ohnmächtig dalag. Ach, dachte er oft, wenn dieß mein Vater wissen sollte! die Hände schlüge er über dem Kopf zusammen.

Nach drei Tagen hörte das Erbrechen auf, und er konnte wieder essen und trinken. Aber lieber Himmel, was für Essen und Trinken war es, das ihm gereicht wurde! Da war an kein Nierenstückchen, kein Karpfenköpfchen, kein Bier, keinen Wein, am wenigsten an Kaffee zu denken. Dürre Bohnen und Speck, und Speck und dürre Bohnen wechselten mit einander ab. Bisweilen gab es auch dürre Erbsen und Pökelfleisch. Statt der französischen Brödchen, die Glaskopf so gern aß, erhielt er Schiffszwieback, der so hart war wie ein Stein. Sein Bier war Wasser, das ihm zugemessen wurde, und in dem sich mitunter so viel Gewürme befand, daß es durchgeseihet werden mußte, wenn es genossen werden sollte. „Pfui!“ sagte er einmal, als er mit dem größten Ekel einen solchen Labetrunk verschluckte, „dazu hat mich wahrlich mein Vater nicht erzogen.“

„Ich glaube es wohl, lieber Landsmann!“ sagte ein Kamerad, der neben ihm stand.

Gl. Ein Landsmann? Ich wollte, daß der Henker alle Landsleute holte. Ein Landsmann war es, der mich hierher gebracht, und mich zum Sklaven gemacht hat. Seit dieser Zeit will ich von gar keinem Landsmanne mehr etwas wissen.

K. Bist ein Närrchen! Mich hat auch ein Landsmann

hierher gebracht. Er begegnete mir in Amsterdam auf der Kaisergracht, fragte mich aus, und da er erfuhr, daß ich ein Tischler wäre, versprach er mir, daß er mir bei einem recht guten Meister Arbeit verschaffen wolle, und führte mich in den Keller, in den du auch bist gebracht worden. Deßwegen wünsche ich doch nicht, daß alle Landsleute der Henker holen möchte. Kennt Er mich denn aber gar nicht mehr, Heinrich Glaskopf?

Gl. Ei wer mag alle Leute kennen; aber woher kennt Er mich denn?

K. Von Hause aus. Kann Er sich denn nicht mehr auf den Meister Viergrosch besinnen, der war mein Vater?

Gl. Da ist Er ja wohl Gottfried Viergrosch?

K. Versteht sich.

Gl. Je! je! Dächte man, daß es möglich wäre! Landsleute finden sich doch immer wieder zusammen, sollte es auch auf einem holländischen Schiffe sein; wie gefällt es Ihm denn hier?

K. Vortrefflich. Der Mensch lernt in seinem Leben nicht aus; wenn ich daher an einem Orte bin, wo ich etwas lernen kann, so gefällt es mir da, uud da man an allen Orten etwas lernen kann, so gefällt es mir allenthalben.

Gl. Ich wüßte nicht, was man hier lernen könnte.

K. Hier könnte man nichts lernen? Wer hier nichts lernt, der lernt nirgends etwas. Lernt man hier nicht stinkendes Wasser trinken?

Gl. Das verlohnt sich auch der Mühe! stinkendes Wasser gibt es allenthalben.

K. Es ist nur der Unterschied der, daß man an andern Orten neben dem stinkenden Wasser auch gutes Wasser,

Bier, auch wohl Wein hat, so trinkt man denn davon und läßt jenes stehen. Hat man aber nichts als stinkendes Wasser, heißt es: sauf Vogel oder stirb; ja da ist es eine ganz andere Sache, da fließt es die Gurgel hinunter. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich es lernen würde. Jetzt kann ich es, und freue mich, daß ich es gelernt habe. Wer weiß, wozu es mir einmal gut ist. Ferner habe ich gelernt, grünes Gemüse, frisches Fleisch, das warme Bett entbehren, und noch eine Menge andere Dinge, ohne die ich sonst nicht glaubte leben zu können. Ich kann an den Stricken in die Höhe klettern, ich kenne das Schiff und alle seine Theile, und weiß sie zu benennen. Jetzt lerne ich den Kompaß, die Windrose, und weiß bestimmt die Namen von allen 32 Winden.

Gl. Wo kämen denn die 32 Winde her? ich kenne ihrer nur vier.

K. Ja, Landsmännchen, da ich noch zu Hause war, kannte ich ihrer auch nicht mehrere. Jetzt habe ich noch 28 dazu gelernt. Da sind erst die vier Hauptwinde, Nord-, Ost-, Süd-, Westwind; zwischen diesen vieren gibt es aber noch vier andere, die heißen Nordost und Südost, Nordwest und Südwest. Zwischen diesen acht noch acht andere, Nordnordost und Ostnordorst, Ostsüdost und Südsüdost, Südsüdwest und Westsüdwest, Westnordwest und Nordnordwest, und zwischen diesen sechzehn noch sechzehn. Wenn ich sie Ihm auch gleich nennen wollte, so merkt Er sie doch nicht.

Gl. Darin mag Er wohl recht haben. Ich sehe auch nicht, wozu es mir nützen sollte. Wind ist halt Wind. Hat Er sonst nichts gelernt?

K. Gar vieles, aber wozu soll ich es Ihm sagen?

Er macht doch nichts daraus. So habe ich z. E. gelernt, mir auf dem Schiffe immer frische Fische zu verschaffen.

Gl. Das wäre der Henker!

K. Will doch einmal sehen, ob ich nichts gefangen habe.

Er legte sich auf das Verdeck, zog eine Angelschnur herauf und fand an derselben einen zweipfündigen Fisch. „Sieht Er, Landsmännchen," sagte er, „wozu es nützt, wenn man immer mehr zu lernen sucht? Diesen Abend habe ich doch ein gutes Abendbrod. Will er mein Gast sein?"

Glaskopf nahm die Einladung mit Vergnügen an, und da der Fisch verzehrt war, bat er seinen Landsmann, daß er ihn doch auch lehren möchte, wie man auf der See Fische fangen könne. Der Landsmann that es, und dieß ist das einzige, was Glaskopf auf dieser ganzen Seereise lernte.

Zum Schlusse der Mahlzeit verzehrte Glaskopfs Wirth noch eine Hand voll Gartenkresse, von welcher der Gast aber nichts bekam. Dieser sperrte die Augen weit auf, und wollte wissen, woher er die Gartenkresse bekäme? Der Wirth lächelte aber und sagte, das könne er ihm nicht sagen. Doch könnte er auch hieraus sehen, wie es gut sei, wenn man immer mehr zu lernen suche.

Das Gartenbeet des Landsmanns Viergrosch war eigentlich seine flanellene Nachtjacke. Diese hatte er mit Kreßsamen bestreut und begossen, hatte sie dann außen an der Seite des Schiffs angenagelt, wo sie nicht bemerkt wurde, und wo er sie täglich etlichemal mit Seewasser besprengte. Der Kreßsamen ging auf, und täglich schlich sich Viergrosch, wann seine Kameraden bei Tische waren,

hin, schnitt mit der Scheere einen Büschel Kresse ab und verzehrte ihn. Anfänglich war er willens gewesen, die Nachtjacke anzuziehen, damit er die Kresse bequemer abschneiden könnte, und wirklich müßte es sich recht artig ausgenommen haben, wenn ein lebendiges Kressenbeet im Schiffe herumgewandelt wäre. Er gab diesen Einfall aber doch auf, weil er besorgte, er möchte von seinen Kameraden berupft werden. Uebrigens war es für ihn sehr gut, daß er gelernt hatte, auf diese Art sich auf dem Schiffe etwas Grünes zu verschaffen. Denn als nach etlichen Tagen der Schaarbock unter der Schiffsgesellschaft ausbrach, und mehreren die Zähne zu wackeln anfingen, so blieb Viergrosch von dieser Plage frei.

Glaskopf kömmt auf die hohe Schule.

Glaskopf stand eines Tags auf dem Verdecke und sahe mit Vergnügen eine Heerde Delphine, die um das Schiff herum spielten und schwammen. Der Seekapitän sah sie auch, aber nicht mit Vergnügen, er kratzte sich vielmehr am Kopfe und sagte, „wir bekommen einen Sturm.“ Zugleich befahl er auch den Matrosen, daß sie an den Tauen in die Höhe klettern und die Segel einziehen sollten, und machte noch allerlei andere Vorkehrungen, nicht um den Sturm abzuwenden, sondern sich zu sichern, daß er ihm so wenig als möglich schade. Kaum war er mit diesen Vorkehrungen fertig, so fing es an in dem Tauwerk zu rasseln und zu klappern, das Meer schlug Wellen, die immer größer und größer wurden, und nach einer halben Stunde

war der völlige Sturm da. Ob es gleich noch ein Paar Stunden Tag hätte sein sollen, so wurde der Himmel doch so stark mit schwarzen Wolken überzogen, daß die Matrosen einander kaum erkennen konnten. Doch bald konnten sie einander erkennen, da aus den schwarzen Wolken Blitze auf Blitze erfolgten, die mit starken Donnerschlägen begleitet waren. Glaskopf stand da wie versteinert, und wenn ein Blitz sein Antlitz sichtbar machte, so war er todtenblaß. Endlich erfolgte ein fürchterlicher Knall, der Wetterstrahl spaltete den Mast und setzte das Schiff in Flammen.

Sogleich kommandirte der Kapitän, daß die Pulverkammer ausgeleert, und das Pulver über Bord geworfen werden sollte. Das Feuer war aber der Pulverkammer schon so nahe, daß kein Matrose sich mehr hinein wagte. Statt nach der Pulverkammer zu laufen, liefen sie nach den Booten, machten sie los, warfen sie in die See, und nun sprang alles, was springen konnte, nach den Booten. Glaskopf sprang auch aus dem Schiffe, und — zwar nicht in, aber doch neben das Boot, in die See. Unterdessen ergriff er doch das Boot mit beiden Händen, schwamm so mit demselben fort, und nach einigen Minuten flog das Schiff mit einem entsetzlichen Krachen in die Luft. Noch einige Minuten schwamm Glaskopf mit dem Boote fort, da bemerkte ihn ein Matrose, schlug ihn auf die Finger, er zog sie weg, weg war das Boot, und Glaskopf verlor Hören und Sehen.

Was aus der übrigen Schiffsgesellschaft geworden ist, weiß ich nicht. Bei Glaskopfen kam aber das Hören und Sehen wieder, und sobald er es wieder bekam, bemerkte er, daß er auf dem Lande lag, und seine Füße nur noch

von dem Seewasser bespült wurden. Vermuthlich hatte ihn eine Welle an's Land geworfen.

Sobald er sich seiner wieder bewußt war, fühlte er, in was für einer schrecklichen Lage er sich befand. Sein Lager bestand aus Schlamm, alles um ihn war stockdunkel, es regnete unaufhörlich, und der Sturm und das Toben der Wellen machten einen schrecklichen Lärm. In dieser Lage, wo er nichts anders als den Tod zu erwarten hatte, that er etwas, was er seit vielen Jahren nicht gethan hatte, er — betete. Sein Gebet war ganz kurz, es bestand nur aus den Worten: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!" Diese wiederholte er aber unaufhörlich. Und da er in seiner Jugend gehört hatte, daß Gott auch den größten Sünder nicht verstoße, wenn er sich redlich bessere, so lebte nach und nach in ihm die Hoffnung auf, daß Gott ihm gnädig sein werde, und wenn Gott dir gnädig ist, dachte er bei sich selbst, so hat es weiter keine Noth. Kurz dies Denken an Gott gab ihm doch Ruhe und bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Wie lange dieser schreckliche Zustand gedauert habe, kann weder Glaskopf noch ich bestimmen, ziemlich lange dauerte er aber.

Während er so hülflos da lag, fiel ihm folgender Vers ein, den er in der Jugend gelernt hatte:

Es hat kein Unglück je so lang gewährt,
Es hat doch endlich wieder aufgehört.

Damit tröstete er sich, und wirklich verschwand dies Unglück nach und nach. Der Sturm legte sich, das Meer wurde ruhig, die Wolken zertheilten sich, der Himmel wurde röthlich, die Sonne ging auf — es wurde Tag.

Glaskopf hob seine Hände gen Himmel und betete: „Ich danke dir, Herr Gott himmlischer Vater! daß du mich in dieser Nacht so gnädiglich und väterlich behütet und bewahret hast." So andächtig hatte er in seinem Leben nicht seinen Morgensegen gebetet.

Nun versuchte er es aufzustehen, welches ihm sehr sauer wurde, theils weil er so tief im Schlamme lag, theils weil er ganz entkräftet war. Mit Mühe brachte er es so weit, daß er aufstand, aber seine Kniee wankten, und er konnte sich kaum auf den Füßen erhalten.

Er wankte nun das Ufer hinauf, stand bald wieder still und sah sich um, erblickte aber nichts, als über sich den Himmel, hinter sich das Meer und vor sich ein Land, das mit dichten Büschen bewachsen war. Vom Frühstücke aber erblickte er nichts — keinen Kaffee, keine Buttersemmeln, keinen Schnaps, gar nichts. Da fielen ihm die Klöse ohne Speck ein, die er einst mit Widerwillen verzehrte, und er wünschte sich nur einen davon zu haben, aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt.

Hunger, aber noch mehr Durst, plagte ihn. Zwar sah er vor sich einen Wasservorrath, den er in seinem ganzen Leben nicht würde ausgetrunken haben — das Meer. Er hatte aber schon auf dem Schiffe gelernt, daß das Meerwasser nicht trinkbar sei. Traurig wendete er sich nach der Landseite um, ging einige Schritte vorwärts und entdeckte zu seiner großen Freude einen kleinen Bach, der durch den Regen entstanden war, und nach der See zulief. Freilich war er nicht hell, aber es war doch Wasser. Aber nun fehlte ihm der Becher, die Schale, selbst der Hut, mit dem er es schöpfen konnte; da machte ihn die Noth auf ein Trinkgeschirr aufmerksam, dessen er sich

sonst nie bediente — das war seine rechte Hand. In diese ließ er das trübe Bächelchen laufen, führte das Wasser zum Munde, und genoß es statt des Kaffees, den er sonst in des Vaters Hause bekommen hatte. Es schmeckte ihm aber besser, und erquickte ihn mehr, als sonst der Kaffee.

Jetzt zog er seine nassen Kleider aus, um sie an der Sonne zu trocknen. Kaum aber hatte er sie ausgebreitet, so kam ein ganzer Schwarm stechender Fliegen und Mücken, die auf seinen nackten Körper fielen, und ihn so zerstachen, daß er jämmerlich zu schreien anfing, und so geschwind als möglich seine Kleider wieder anlegte.

Ganz schützte ihn das jedoch nicht, denn das Ungeziefer fiel nun in sein Gesicht und auf seine Hände, und verursachte ihm so schreckliche Schmerzen, daß er Essen und Trinken darüber vergaß. Den ganzen Tag hatte er mit nichts zu thun, als sich des Ungeziefers zu erwehren, konnte es aber nicht eher los werden, bis die Nacht eintrat.

Da suchte er eine trockene Stelle, legte sich hin, empfahl seinen Leib und seine Seele in den Schutz des himmlischen Vaters und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis die Sonnenstrahlen ihn weckten. Kaum konnte er sie sehen, weil seine Augen durch die gestrigen Mückenstiche so verschwollen waren, daß nur ein Ritzchen noch offen war, durch welches er das Tageslicht wahrnehmen konnte.

Er betete ein andächtiges Vater unser, und da er an die vierte Bitte kam, wurde er besonders andächtig. Seine erste Sorge war, sich gegen das Ungeziefer zu schützen. Er sah ängstlich umher und entdeckte zu seiner Freude eine

Pflanze, die so breite Blätter hatte, wie die Pestilenzwurzel, die bei uns im Sommer in den Bächen wächst. Damit umwand er sich die Hände und brauchte sie als einen Fliegenwedel, um damit das Geschmeiß von dem Gesichte abzuhalten.

Nun ging die zweite Sorge dahin, sich etwas zu essen zu verschaffen. Aber woher? Diese Frage war schwer zu beantworten. Er ging eine kleine Strecke in's Land hinein, fand es aber mit lauter Büschen bewachsen, die keine Früchte trugen. Weiter zu gehen wagte er nicht, weil er fürchtete, er möchte von wilden Thieren oder wilden Menschen überfallen werden. Er ging also wieder am Rande des Meeres auf und ab, und sah mit den Augen wild umher, um etwas Eßbares zu finden.

Er fand es wirklich, hatte aber kein Mittel, es zu bekommen. Das Meer wimmelte von Fischen, ihm fehlte aber das Netz und die Angel, sie zu fangen. Er sah Schaaren Vögel über sich hinfliegen, hatte aber weder Flinte noch Pulver und Blei, um sie zu schießen. Schmachtend, mit einem tiefen Seufzer sah er gen Himmel, als wenn er von daher Hülfe erwartete, und setzte dann mit gesenktem Haupte seine Wanderung fort.

Nachdem er ungefähr eine Stunde lang so am Ufer hingegangen war, und geblinzelt hatte, um etwas zu finden, sah er ein großes schwarzes Thier vor sich liegen. Er erschrak, trat ein Paar Schritte zurück und besorgte, das Thier möchte aufspringen, und ihm an die Gurgel fallen. Da er es aber ein Paar Minuten betrachtet hatte, und sah, daß es sich immer nicht bewege, schlich er auf den Zehen näher hinzu, und fand, daß es — eine todte Kuh war. Ja als er sie noch näher betrachtete, fand er in ihr sogar

eine alte Bekannte: es war die Kuh, welche der Kapitän mit auf das Schiff genommen hatte, um von ihr täglich frische Milch zu haben. Vermuthlich hatten sie die Wellen auf das Ufer geworfen. Wer war froher als Glaskopf! Er holte sogleich sein Brodmesser heraus, schnitt der Kuh den Bauch auf, und suchte das Fell abzuziehen.

Eine Stunde mochte er wohl so abgezogen haben, als ihn der Hunger nöthigte, mit dieser Arbeit inne zu halten. Er schnitt also sogleich ein Stück Fleisch aus der Wampe heraus, und lief damit fort, um es zu kochen. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, so fiel ihm ein, daß ihm zum Kochen nicht mehr als alles fehle: der Topf, das Wasser und das Feuer.

Um sich wenigstens Feuer zu verschaffen, griff er nach seinem Feuerzeuge, fand es aber in sehr unbrauchbarem Zustande. Der Feuerstahl war zwar noch da, aber der Feuerstein verloren, und der Schwamm durchaus naß.

Ach! ach! seufzte er, was für ein armer Mensch bin ich! Ach, wenn doch die alte Barbelise da wäre, die mir sonst immer Feuersteine und Schwamm anbot, und die ich wohl zehnmal abwies, ehe ich von ihrer Waare für ein Paar Dreier kaufte. Ach Barbeliese! Barbeliese! ich habe noch acht Groschen bei mir, die wollte ich dir mit Freuden geben, wenn du mir dafür nur einen guten Feuerstein und ein Stückchen trockenen Schwamm gäbest. Es kam aber keine Barbeliese, und Glaskopf fühlte es recht tief, wie viel auch die kleinsten Dienstleistungen, selbst des ärmsten Menschen, werth sind. Er besah sein Stück Kuhfleisch, beroch es, und — was sollte er anders thun? er zerschnitt es und verzehrte es roh. Nun sah er sich nach Trinkwasser um, fand aber nichts als eine Pfütze, die von

dem Regen herrührte, der den vorigen Tag gefallen war. Er schöpfte daraus mit dem Becher, der ihm an den rechten Arm gewachsen war, und labte sich daran.

Jetzt fiel ihm die Kuh wieder ein, die seinen ganzen Reichthum ausmachte. Er suchte davon so viel als möglich zu retten, ehe es durch die Fäulniß unbrauchbar wurde. Zuerst schnitt er ihr den Bauch auf, holte die Gedärme und die Blase heraus, reinigte sie am Wasser, blies sie auf und hing sie an einen Baum, weil er glaubte, daß er sie zu allerlei werde brauchen können. Dann fuhr er fort, mit Abziehung der Haut sich zu beschäftigen. Dieß war aber ein saures Stück Arbeit, theils weil er die Vortheile nicht kannte, die dabei angewendet werden müssen, theils weil er keinen Gehülfen hatte, die Kuh also nicht aufgehängt werden konnte, sondern im Liegen abgezogen werden mußte. Unterdessen strengte er alle seine Kräfte an, konnte aber von dem Felle weiter nichts abkriegen, als die obere Seite; zu der unteren, auf welcher die Kuh lag, konnte er nicht kommen, weil er nicht im Stande war, sie umzuwenden. Was hatte er also zu thun? Er schnitt von der Haut so viel ab, als er hatte lostrennen können und ließ das Uebrige liegen. Nun zernagte er noch ein Stück Fleisch, trank eine Hand voll Pfütze dazu, machte sich aus der halben Kuhhaut ein Kopfkissen, legte sich darauf, und schlief ein, nachdem er Gott recht herzlich gebeten hatte, daß er ihn die Nacht hindurch schützen möchte.

Glaskopf macht Fortschritte.

Beten hatte Glaskopf nun gelernt, und nachdem er des Morgens erwacht war, lernte er noch etwas — Nachdenken. Ach Gott! seufzte er, was wird aus mir werden! Noch ein Paar Tage werde ich zu essen und zu trinken haben, dann ist aber die Kuh verfault und das Wasser vertrocknet. Und wohin soll ich mich verbergen, wenn es regnet? Womit soll ich mich kleiden, wenn mir meine Lumpen vom Leibe gefault sind?

Er dachte also nach, und fand denn, daß es mit dem Nachdenken doch eine ganz artige Sache sei, weil es uns immer noch Mittel, uns zu helfen zeigt, wo es scheint, als wenn gar keine möglich wären. Er dachte jetzt vorzüglich darüber nach, woher er Feuer und Wasser bekommen könne, und da er glaubte, das Mittel, sich diese unentbehrlichen Dinge zu verschaffen, gefunden zu haben, stand er auf, um Gebrauch davon zu machen. Seinen Feuerschwamm legte er an die Sonne, wo er in einer halben Stunde trocken war. Nun ging er aus, um einen Feuerstein zu suchen. Steine fand er ziemlich viel, sie waren alle hart und konnten zu vielerlei Dingen gebraucht werden, nur hatten sie den Fehler, daß sie kein Feuer gaben Endlich fand er am Ufer einen Stein, der sich durch seine rothe Farbe von andern unterschied, und dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er schlug mit dem Stahle dran, und er gab Feuer. Was für Freude war das für Glaskopf! Er suchte sogleich dürres Reisig zusammen, legte es auf einen Haufen, riß ein Stückchen Schwamm ab, und Pik! Pik! Pik! da hatte der Schwamm

Feuer gefangen. „Gott Lob und Dank!“ sagte er, „nun habe ich doch Feuer.“

Nun suchte er nach dem Schwefelfaden — aber — es war keiner da. Aengstlich trippelte er umher und sagte: „ach ein Schwefelfädchen! nur ein einziges. Aber es war auch kein einziges da. „Ach du lieber Gott!“ seufzete er, „was für ein armer Mensch bin ich doch, weil ich nicht mehr in der menschlichen Gesellschaft bin. Zu Hause saßen an allen Straßenecken Weiber, die mit Schwefel und Dochten handelten — hier kann ich keinen einzigen Schwefelfaden bekommen, und wenn ich auch meine acht Groschen dafür geben wollte!“

Der Leser sieht, daß Glaskopf nun allmählig anfing, zur Erkenntniß zu kommen. Und was brachte ihn zur Erkenntniß? — die Trübsal. Was der Herr Hauptmann Benetnasch und der Herr Feldprediger Alcor nicht hatten möglich machen können, das machte der liebe Gott möglich durch die bitterste Noth, in die er ihn gerathen ließ. Diese that ihm so wohl, wie ein Balsam auf sein Haupt.

Er fuhr in seinen Betrachtungen fort und sagte bei sich selbst: Ach, lieber Gott, ich habe es nicht erkannt, wie viel die Menschen für mich thaten, die mich mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel versahen, die mir Essen und Trinken verschafften, die meine Kleidung verfertigten! Ach, wie undankbar bin ich gewesen! Ich habe mir von Andern alles liefern lassen, was ich nöthig hatte, und was habe ich für sie gethan? — Nichts. Essen, Trinken, Tabakrauchen, Kartespielen — das war meine Arbeit. Nun strafst du mich dafür, lieber Gott! und stößest mich aus der menschlichen Gesellschaft aus. Ich habe es ver-

dient, ach ich habe es nur zu sehr verdient. Ich will mich bessern, ich will arbeiten, so viel ich kann. — Sei mir armen Sünder gnädig!

Jetzt setzte er sich, legte den Kopf in die rechte Hand, und dachte nach, ob es nicht möglich sei, Feuer ohne Schwefel anzuzünden. Nach etlichen Minuten glaubte er die Erfindung gemacht zu haben. Er stand auf, suchte dürres Laub zusammen, legte es neben das dürre Holz, schlug wieder Feuer auf, legte den brennenden Schwamm in das Laub, blies nun was er konnte, und hatte bald die Freude, zu sehen, daß ein Flämmchen entstand. — Sogleich legte er kleine dürre Reiserchen, dann stärkere auf — und ein Feuer loderte empor. Mit gefalteten Händen stand er dabei und sagte: nun weiß ich, lieber Gott! daß du mich nicht verlässest. Du hast mir ja Feuer gegeben. Das Uebrige, was ich nöthig habe, wirst du mir auch verschaffen.

Dann suchte er sogleich von dem Feuer Vortheil zu ziehen. Er brannte das Holz, das hier und da herum lag, zu Kohlen, schnitt hierauf eine etwas starke Ruthe ab, steckte ein Stück Fleisch daran, stellte an beide Seiten der Kohlen ein Paar Steine, legte die Ruthe darüber, und drehete sie langsam herum, wie einen Bratspieß. Nach einer Viertelstunde dunstete der Bratengeruch in seine Nase, der ihn sehr erquickte, noch mehr erquickte ihn aber der Braten selbst, den er mit herzlichem Danke gegen Gott verzehrte.

Jetzt sehnte er sich nach einem Trunke. Er lief wieder nach der Pfütze, die ihn bisher erquickt hatte, fand sie aber so vertrocknet, daß er kaum noch ein Paar Hände voll Wasser daraus schöpfen konnte. Als er sie eingeschlürft hatte, seufzte er: „Ach Gott, was werde ich morgen trin-

ken!" Da fiel ihm der Spruch ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Sorget nicht für den andern Morgen; da wurde er beruhigt.

Er setzte sich unter einen Baum, und überließ sich seinen Betrachtungen. Ach, dachte er bei sich selbst, das ist doch ein herrlicher Spruch: sorget nicht für den andern Morgen! denn Gott, der heute für mich sorgt, wird auch für morgen sorgen. Und wem danke ich es, daß ich diesen Spruch und noch andere Sprüche und Verse weiß? wem anders, als meinem alten Schullehrer Körber, der mich dazu anhielt, daß ich diese Sprüche und Verse lernen mußte. Ach, Körber! Körber! du hast besser für mich gesorgt als mein Vater. Wo sind die guten Bissen, mit denen er mich fütterte? wo ist alle das Geld, das er mir zusteckte? Alles, alles ist fort. Aber die guten Sprüche und Verse, die mich der alte Körber lernen ließ, die habe ich noch, die sind meine einzige Erquickung. Ach, lieber Vater im Himmel, ich kann dem alten Körber nicht vergelten, was er an mir gethan hat. Vergelte du es ihm, und gib ihm einen recht frohen Tag!

Da ihm aber der alte Körber bei Erklärung dieses Spruchs gesagt hatte, daß wir hier nur vor ängstlichen Sorgen gewarnt würden, daß die Meinung aber gar nicht sei, als wenn wir sorglos leben, und gar nicht überlegen sollten, wie wir unsern Zustand verbessern könnten, so dachte er nach, ob er nicht jetzt etwas thun könne, um sein Elend zu erleichtern. Da fiel ihm der Kohlenhaufen in die Augen, auf dem er sein Fleisch gebraten hatte. Diesen, dachte er, mußt du zu erhalten suchen. Denn wenn du alle Tage von neuem Feuer anschlagen sollst, so ist dein Schwamm in acht Tagen alle, und woher andern nehmen?

Er sammelte also dürres Holz, woran es nicht fehlte, weil hier keine menschliche Hand war, die es hätte einsammeln können, und legte einen Theil davon auf die Kohlen, um das Feuer zu erhalten. Dann ging er aus, um Wasser zu suchen. Willst, dachte er, am Ufer hingehen, denn die Bäche und Flüsse sollen ja insgemein in's Meer laufen.

Er ging einige Stunden vergeblich, und sein Durst wurde so dringend, daß er hätte umfallen mögen. Die Sonne näherte sich dem Untergange. Kleinmüthig wankte er weiter, weil er seinen Tod vor Augen sah. Er blickte gen Himmel, ergab sich in sein Schicksal, und sagte: „In deine Hände, o Gott! befehle ich meinen Geist!“ Aber jetzt, da es mit ihm ganz aus zu sein schien, kam auch die Hülfe. Er hörte etwas rauschen wie Wasser, spitzte die Ohren, und fand zu seiner unaussprechlichen Freude ein Flüßchen, das in's Meer floß. Er konnte sich bei diesem Anblicke der Thränen nicht enthalten, kniete nieder und schöpfte mit der Hand so lange, bis sein Durst vollkommen gestillt war.

Glaskopf läßt sich häuslich nieder.

Aber nun kam unser Glaskopf in eine neue Verlegenheit. Wollte er hier bei seinem lieben Flüßchen bleiben, so hatte er den andern Tag nichts zu essen, und er besorgte, daß sein Feuer ihm ausgehen möchte. Wollte er bei dem Feuer bleiben, so hatte er den andern Tag nichts zu trinken. Das Vernünftigste wäre freilich gewesen, einen Krug voll Wasser mitzunehmen, es fehlte ihm dazu aber

weiter nichts, als der Krug, und die Glasfrau, von welcher er sonst seine Krüge bekam, wohnte zu weit von ihm. Er entschloß sich endlich, nach dem Feuer zurückzukehren, und er kam nach etlichen Stunden durstig und sehr ermüdet daselbst an.

Das Feuer war ausgegangen, und nur noch einige Köhlchen glüheten. Geschwind holte er wieder dürres Laub herbei, warf es auf die Kohlen, und blies aus allen Kräften. Mit vieler Mühe brachte er wieder ein Flämmchen zuwege, warf Holz darauf, und legte sich dann nieder, um sich durch Schlaf zu erquicken, der ihn auch wirklich erquickte. Kaum war er aber wieder erwacht, so lief er nach dem Feuer, das eben im Begriffe war zu verlöschen, und gab ihm neue Nahrung.

Nachdem er sein Morgengebet verrichtet hatte, genoß er ein Stück von dem Kuhbraten, der übrig geblieben war, und überlegte, wie er den heutigen Tag anwenden wollte. Nach vielem Hin- und Herdenken entschloß er sich endlich, seinen Wohnsitz nach dem Flüßchen zu verlegen. Er nahm also das Kuhfleisch, das noch übrig war, und sehr kräftig roch, legte es auf die Schulter, und trat damit seine Wanderung nach dem Flüßchen an. Auf dem Wege war er so glücklich, einen Fund zu thun, der ihm ungemein viel Freude machte: — wilden Sauerampfer fand er. Schon lange hatte er sich nach etwas Säuerlichem gesehnt, das ihm sehr nöthig war, da ihm das Zahnfleisch zu schwellen anfing, und der Scorbut oder Scharbock auf dem Wege war. Begierig riß er eine Hand voll davon ab, kauete sie, und wurde dadurch ungemein erquickt. Gott Lob und Dank, sagte er, nun habe ich doch auch Salat zu meinem Braten.

Jetzt lief er wieder zurück und holte seinen übrigen Reichthum, die Kuhhaut und die aufgeblasenen Gedärme.

Da er auf dem Wege wieder sehr viel von den Stechfliegen leiden mußte, und die Rinderdärme, die er über die Schultern gelegt hatte, sich immer unter seiner Nase bewegten, so brachte ihn dieß auf einen sehr glücklichen Einfall, daß er nämlich aus den Gedärmen eine Larve und Handschuhe machen wollte.

Bei seiner Ankunft auf dem neuen Wohnplatze zündete er erst wieder Feuer an, briet sich ein Stück Rindfleisch, und machte Anstalt zur Mahlzeit. Dießmal schmeckte es ihm schon besser als es ihm den Tag vorher geschmeckt hatte. Durch die Fäulniß war das Fleisch mürbe geworden, und hatte einen Geschmack bekommen, wie ihn die vornehmen Leute beim Wildpret gern haben. Auch diente ihm der Sauerampfer, den er dazu kauete, statt des Salats.

Sobald die Mahlzeit verzehrt war, wurden Anstalten gemacht, die Larve und die Handschuhe zu verfertigen, und sie wurden wirklich fertig. Freilich fehlten den Handschuhen die Finger, sie bestanden blos aus zwei Stücken von einem weiten Darme, die vorn mit einem Stückchen Darm zugebunden waren. Doch konnte er, wenn das Ungeziefer ihn zu stark peinigte, seine Hände gegen dasselbe damit schützen. Die Larve brachte er auch zu Stande, aber es kostete unserm Glaskopf viel Kopfbrechens, ehe er das Mittel fand, sie am Gesichte zu befestigen. Endlich fand er es. Er bediente sich nämlich dünner Rindsdärme anstatt der Bänder, band eins davon um die Stirn, wie ein Kopftuch, das andere um den Hals wie ein Halstuch, und so wurde die Larve befestigt, in welcher er sich recht hübsch ausnahm. So war denn sein Tagewerk vollendet,

und er freute sich nicht wenig, daß er seine Lage wieder um etwas verbessert hatte.

Des Nachts traf ihn aber ein neues Leiden. Es kam ein schreckliches Gewitter, das so fürchterlich tobte, daß er besorgte, der jüngste Tag möchte kommen. Dieser kam nun zwar nicht, allein es fiel ein starker Platzregen, der ihn ganz durchnäßte, und — sein Feuer auslöschte.

Der folgende Tag fing also sehr traurig für ihn an. Die Nässe verursachte ihm einen ungewöhnlichen Frost, das Feuer war nicht mehr, — der Schwamm war wieder naß geworden. Er hätte verzweifeln mögen. Da fiel ihm zum guten Glück ein Vers ein, den ihn der alte Körber gelehrt hatte:

Wer hofft in Gott und dem vertraut,
Der wird nimmer zu Schanden,
Und wer auf diesen Felsen baut,
Ob ihm gleich geht zu handen
Viel Unfall hie,
Hab' ich doch nie
Den Menschen sehen fallen,
Der sich verläßt auf Gottes Trost;
Er hilft seinen Gläubigen allen.

Dieser Vers erquickte ihn mehr, als das kräftigste Frühstück. Er faßte neuen Muth. Um sich zu erwärmen, lief er am Ufer auf und ab, und da der Himmel sich aufheiterte, und die Sonne warm zu scheinen anfing, so wurde er binnen einer Stunde trocken und warm. Er legte nun seinen Schwamm an die Sonne, der auch bald trocken wurde. Aber Feuer damit anzuschlagen, getraute er sich nicht, weil das Laub noch zu feucht war, als daß er hätte hoffen dürfen, daß es Feuer fangen würde, und

weil er mit dem Schwamm sehr haushälterisch umgehen mußte, da die alte Barbeliese fehlte, die ihm andern hätte liefern können. Zum Glück hatte er noch vom vorigen Tage ein gutes Stück Rindsbraten übrig, mit dem er für diesen Tag seinen Hunger stillen konnte.

Während er es aß, fiel ihm der Pumpernickel ein, den er auf seinem Marsche durch Westphalen essen mußte, und den er mit dem größten Unwillen genoß. Ach, wenn ich jetzt, dachte er bei sich selbst, ein Stück Pumpernickel hätte — wie wollte ich Gott dafür danken! Aber leider habe ich ihn nicht. Dieß ist die Strafe dafür, daß ich dem lieben Gott ehedem gar nicht gedankt habe, wenn ich von ihm Gutes genoß. Ich will die Strafe dulden, ich habe sie verdient. Einmal wirst du dich meiner erbarmen, lieber Gott! und mich wieder in die menschliche Gesellschaft bringen — dann will ich dir mein Lebelang dankbar sein.

Glaskopf baut sich eine Wohnung.

Die Leiden der vorigen Nacht hatten ihn gelehrt, wie nöthig es sei, sich eine Wohnung zu verschaffen, die ihn und sein Feuer gegen Regen schützen könne. Wie diese aber solle verfertigt werden von einem Menschen, der sich in seinem Leben nicht um das Bauen bekümmert hatte, dem die Baumaterialien fehlten, und der von Werkzeugen nichts besaß, als ein Taschenmesser, das war eine sehr schwere Aufgabe. Gleichwohl war kein anderer Ausweg, er mußte eine Wohnung haben, oder sich drein geben, daß er in den nächsten Tagen aus Mangel an Feuer, oder

wegen Ueberfluß von Regen sein Leben einbüßen werde. Da er nun hierzu keine Lust hatte, so war kein anderer Rath, er mußte seinen Kopf, der nun vierundzwanzig Jahre alt geworden war, ohne jemals nachgedacht zu haben, anstrengen.

Er that es, aber einen ganzen Tag ohne glücklichen Erfolg. Er dachte an seines Vaters Haus, an die Ziegeln, mit denen es gedeckt war, an die Fenster, an die Oefen, an die Schlösser, mit denen die Thüren verschlossen waren, an die Treppen, die aus einem Stockwerke in das andere führten. Aber je mehr er nachdachte, desto mehr begriff er die Unmöglichkeit, sich ein solches Haus zu verfertigen. Woher, sagte er, soll ich Ziegeln, Backsteine, Glas, Eisen, Bretter nehmen? Ach, wie viele Menschen haben für mich jemals gearbeitet, ohne daß ich es erkannt habe! Jetzt — da ich von allen Menschen verlassen bin, fühle ich recht, was für ein armer Wurm ich bin.

Er schlug sich also des Vaters Haus aus den Gedanken, musterte in seinen Gedanken alle Häuserchen durch, die er sonst noch gesehen hatte, und kam endlich auf das Hirtenhaus, das mit Stroh gedeckt war, und keine Treppe hatte. Aber auch so ein Häuschen getrauete er sich nicht aufzuführen, da er nicht einmal Stroh und keine Säge, kein Beil hatte, mit denen er sich Bauholz hätte fällen können. Indessen fiel die Nacht ein, er fing bitterlich an zu weinen, legte sich nieder, empfahl sich der göttlichen Vorsehung, und schlief ein.

Sein Schlaf war äußerst unruhig. Das Gefühl seiner hülflosen Lage war bei ihm so lebhaft, daß er sich immer von einer Seite auf die andere warf, bis er endlich ganz munter wurde. Welche Zeit es eigentlich war, kann ich

nicht sagen, weil man dort keine Uhr hören konnte. Ihm kam es aber vor, als wenn er etwa ein Paar Stunden geschlafen hätte. Da alles um ihn her still und dunkel war, so hatte er zum Nachdenken recht Muße. Während des Nachdenkens fiel ihm die Hütte ein, welche sich der Gänsehirt in seines Vaters Obstgarten zu machen pflegte, wenn er das Obst desselben des Nachts bewachen mußte. So eine Hütte, dachte er, kannst du auch machen. Vor Freuden über diesen Einfall sprang er auf, ging hin und her — fand aber bald, daß auch eine solche Hütte aufzuführen seine Schwierigkeiten habe, weil er sich niemals die Mühe gegeben hatte, ihre Einrichtung zu untersuchen.

Zum Glück war er einmal zufälliger Weise dazu gekommen, als der Gänsehirt den Anfang mit Einrichtung derselben machte. Dieß gab ihm Stoff zu weiterm Nachdenken, und er getrauete sich wirklich so viele Geschicklichkeit zu, als der Gänsehirt gehabt hatte.

Sobald der Tag grauete, ging er aus, um ein Bäumchen zu suchen, dessen Aeste gabelförmig gewachsen waren, und — er fand es endlich. Er machte Anstalt, es zu fällen — hätte er ein Beil gehabt, so würde die Fällung in einer Minute vollbracht worden sein; aber gerade dieß fehlte ihm. Die Fällung mußte mit seinem Brodmesser vorgenommen werden. Sie gelang ihm zwar, aber ehe sie geendigt und die Zweige so abgeschnitten waren, daß der Stamm die Gestalt einer Gabel bekommen hatte, war eine geraume Zeit verflossen. Nun suchte er sich ein ähnliches Bäumchen, mit dessen Fällung und Beschneidung wieder einige Zeit hinging. Da dieses vorbei war, wollte er diese Bäumchen als die Hauptsäule seiner neuen Wohnung in die Erde rammeln. Aber womit? Womit anders

als mit dem Brodmesser? Mit diesem schnitt er die Bäumchen spitzig, machte zwei Löcher in die Erde, so weit auseinander, als seine Hütte lang werden sollte, steckte dann die Bäumchen mit möglichster Anstrengung hinein, und befestigte sie von allen Seiten mit Steinen.

Nun fand sich aber der Hunger ein, der ihm so stark zusetzte, daß er seine Arbeit liegen lassen und auf die Befriedigung desselben denken mußte.

Er suchte sich also wieder ein Stück Rindfleisch zu einem Braten aus. Dieß war aber so lebendig und von Maden so durchritten, daß es Mühe kostete, es am hölzernen Bratspieße zu befestigen. Mit schwerem Herzen genoß er die Mahlzeit, weil er nicht begreifen konnte, woher er künftig seine Mahlzeit nehmen werde.

Den Nachmittag brachte er damit zu, daß er ein Bäumchen abschnitt, es in die Gabeln der eingerammeten Bäumchen legte und mit Weidchen fest band, damit es den Träger seines Gebäudes ausmachte. Dann schnitt er noch mehrere andere Bäumchen ab, die er an den Träger lehnte, an denselben mit Weidchen befestigte, und unten in die Erde steckte.

Zum Glück hatte der Wald, aus welchem er die Bäumchen nahm, keinen Eigenthümer, sonst würde er schwere Waldbuße haben zahlen müssen. Der Abend übereilte ihn, ohne daß er seine Arbeit nur zur Hälfte hätte vollenden können. Er genoß wieder etwas von seinem Rindsbraten, der so mürbe geworden war, daß er ihn gar nicht zu kauen brauchte, und nachdem er sich noch durch ein Paar Hände voll Wasser erquickt hatte, so breitete er seine Rindshaut aus und genoß auf derselben eine sanfte Ruhe.

Glaskopf glaubt sich nach Liliput versetzt.

Kaum grauete der Tag, so erwachte Glaskopf mit bangen Sorgen, woher er künftig seine Nahrungsmittel nehmen wolle. Er betete ein andächtiges Vater unser, und als er an die vierte Bitte kam, vergaß er die übrigen, blieb bei dieser stehen und wiederholte sie wohl zehnmal. „Ja," sagte er, „lieber himmlischer Vater! gib mir auch heute mein tägliches Brod, und laß mich etwas finden, womit ich meinen Hunger stillen kann." Mit dem festen Glauben, daß Gott sein Gebet erhören werde, schnitt er einen Stock ab, und wanderte landeinwärts, um sich Nahrung zu suchen, fand aber nichts, als eine Art von Beeren, die mit unsern Brombeeren Aehnlichkeit hatten. Sie erquickten ihn, füllten aber den Magen nicht.

Endlich da er wohl eine halbe Stunde sich durch das Gebüsch gearbeitet hatte, kam er auf einen freien Platz. — Hilf Himmel! was sah er da! Ein paarhundert Geschöpfe, die auf und ab spazierten und nicht größer waren als Kinder von einem Jahre. Ihm fiel es ein, daß er einmal von einem Lande gehört habe, das Liliput hieße, dessen Bewohner so klein wären, daß sie von den Kranichen weggetragen würden, und er glaubte wirklich, er sei in Liliput. Um diese Leutchen genauer kennen zu lernen, schlich er sich näher zu ihnen, und bemerkte zu seiner größten Verwunderung, daß sie alle Schnäbel hatten. Auch von Schnabelleuten, die in fremden Ländern wohnen sollten, hatte ihm seine Großmutter, Gott habe sie selig! erzählt. Er vermeinte also, sich in dem Lande der Schnabelleute zu befinden.

Da er aber noch näher kam, sah er, daß es Vögel waren, die eben so aufrecht standen, wie die Menschen.

Sobald sie ihn erblickten, liefen sie davon. Da er aber etwas längere Beine hatte, als sie, so holte er sie bald ein, schlug nach einem mit seinem Stocke, erlegte ihn, und sprang damit nach seiner Wohnung zurück.

Wie ein Kind freute er sich über diesen Fang. Er betrachtete ihn nun genauer, und fand, daß es ein Vogel war, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die Füße waren, wie bei einer Ente, mit Schwimmhäuten versehen, der Körper aber war so schwer, die Flügel so klein, und die Federn an denselben so kurz, daß er unmöglich fliegen konnte. Dieß ist, dachte er, das tägliche Brod, das dir dein himmlischer Vater bescheert hat. Von diesen Vögeln wirst du doch von Zeit zu Zeit einen erlegen können.

Begierig rupfte er ihn, nahm ihn aus, steckte ihn an den Bratspieß und briet ihn. Er war so fett, daß das Fett wie Oel an demselben herabfloß. Er schmeckte ihm herrlich — aber noch weit besser würde er ihm geschmeckt haben, wenn er Salz und Brod dazu gehabt hätte. In seiner Jugend zankte die Mutter oft mit ihm, daß er kein Brod zum Fleische äße, jetzt hätte er es gern gethan.

Von nun an theilte er seine Zeit ein in die zum Jagen, die zur Zubereitung der Mahlzeit, und die zur Erbauung seiner Wohnung bestimmt. Mit dieser war er nach einigen Tagen fertig, und schlief darin auf seiner Kuhhaut so sanft wie ein König, — wie ein Bauer wollte ich sagen.

Nun brachte er auch das Feuer in die Hütte, die aber dadurch so mit Rauch angefüllt wurde, daß es ihm unmöglich war, es darin auszuhalten. Anfänglich konnte er gar

nicht begreifen, wie dieß zuging, da er doch in seines Vaters Küche immer Feuer gesehen hatte, ohne daß sie mit Rauch wäre angefüllt gewesen. Am Ende kam er auf den Gedanken, es möchte wohl daher kommen, weil in seiner Hütte der Rauchfang fehlte, den er in seines Vaters Küche bemerkt hatte. Er entschloß sich also, noch eine Hütte anzulegen, die blos zur Erhaltung des Feuers bestimmt sein sollte. Er ging frisch an die Arbeit, und binnen etlichen Tagen war die Hütte fertig und mit einem Zugloche versehen.

Da er aber voraus sah, daß der Regen durchdringen würde, wenn die Hütte nicht mit einer guten Bedeckung versehen würde, so stach er lange Rasenstücke aus, belegte sie damit, wie er es auch schon bei seiner Wohnung gethan hatte, und heftete die Rasenstücke mit hölzernen Pflöcken zusammen. In diese Hütte trug er nun bei einbrechender Nacht ein Paar Feuerbrände, und legte noch ein Paar Stücken Holz an, um damit die Nacht hindurch ein kleines Feuer zu unterhalten.

Bald darauf fiel Regenwetter ein, welches ein Paar Tage dauerte, und er sah mit Vergnügen, daß nur sehr wenig Wasser in die Hütte eingedrungen war.

Jetzt fühlte er aber eine neue Unbequemlichkeit. Da er seit seiner Ankunft auf der Insel die Wäsche nicht gewechselt hatte, so hatte sich die Einquartierung in derselben, die er vermuthlich auf dem Schiffe aufgelesen hatte, so vermehrt, daß er auf keiner Stelle zu bleiben wußte.

Da war nun guter Rath theuer. Einmal kam er auf den Einfall, daß er sich des Abends nackend auszog, seine sämmtliche Kleidungsstücke über das Feuer hielt und sie ausklopfte. Da merkte er nun zu seinem Vergnügen, daß

in dem Feuer ein Knistern entstand, welches ohne Zweifel von der herabfallenden Einquartierung herrührte. Er legte die Kleidung wieder an, und fühlte einige Erleichterung. Um sich ganz von diesen lästigen Gästen zu befreien, entschloß er sich, sein Hemde zu waschen. Er ging daher an die See, zog darin das Hemde hin und her, rang es aus und ging wieder zurück, um es zu trocknen.

Es wird ein Salzwerk angelegt.

Ehe Glaskopf aber noch den Fuß an das Land setzte, bemerkte er im Ufer einen Stein, der die Form einer Mulde hatte, in welchem sich etwas Graues befand, das wie Salz aussah. Er nahm etwas davon auf die Zunge und — siehe da, es war Salz. Bei stürmischem Wetter hatten die Wellen etwas Wasser in diesem Steine zurückgelassen, welches darauf die Sonnenstrahlen weggetrocknet, das in demselben befindliche Salz aber zurückgelassen hatte. Viele Scheffel Salz hatte Glaskopf nach und nach auf seines Vaters Tische gesehen, alles zusammen aber hatte ihm keine so herzliche Freude verursacht, als dieses Salz, welches kaum ein Paar Nösel betragen mochte.

Er fiel auf seine Kniee, faltete die Hände, sah gen Himmel, und sagte: „Dank dir, lieber Vater, Dank! für diesen Segen, den du mir bescheeret hast.“

Er scharrete hierauf das Salz zusammen, legte es in seine Rockschleppe, trug es in seine Wohnung und füllte es in einen Rindsdarm, briet sich seinen Braten, und

genoß ihn nun mit Salz, wodurch er ungemein an Wohlgeschmack gewann.

Dieser Wohlgeschmack brachte ihn auf den Einfall, daß er, um sich einen hinlänglichen Salzvorrath zu verschaffen, eine Salzfabrik anlegen wolle. Dieser Einfall begeisterte ihn. Er ging am Ufer auf und ab, und bemerkte an demselben eine Vertiefung, die vermuthlich durch den Regen war ausgewaschen worden. Wenn du, dachte er bei sich selbst, in diese Vertiefung Seewasser trügest, und es vertrocknen ließest, so würde das Salz, das in dem Seewasser ist, zurückbleiben.

Voll Freude über diesen Einfall, stach er sogleich Erde aus; legte sie an das Ende der Vertiefung, durch welches das Regenwasser abzufließen pflegte, trat sie fest, und machte auf diese Weise einen Damm, welcher das Seewasser aufhalten sollte; und nun wollte er sogleich anfangen, Seewasser in die Vertiefung zu schöpfen — aber da standen die Ochsen am Berge. Da war kein Eimer, kein Topf, kein Krug, schlechterdings keins von den Schöpfgefäßen vorhanden, die er in seines Vaters Hause so häufig hatte hängen und stehen sehen.

Verdrießlich ging er fort und suchte sich, wie große Herren zu thun pflegen, durch die Jagd zu zerstreuen, auf welcher er ohne Jaghund und ohne Schießgewehr, blos mit seinem Stocke wieder einen Vogel erlegte.

Er hob ihn für den morgenden Tag auf, genoß die Ueberbleibsel von der Mittagsmahlzeit mit Salz und Sauerampfer, und legte sich dann zur Ruhe; — fand aber wenig Ruhe, weil ihm seine Salzfabrik gar nicht aus den Gedanken kam. Manche Leute haben schon die Erfahrung gemacht, daß sie in schlaflosen Nächten fanden, was sie

am Tage vergeblich suchten. Da die Seele in der Nacht von allen Geschäften frei ist, so kann sie ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Sache richten, die sie sucht, und da alles um sie herum still ist, so wird sie im Suchen durch nichts unterbrochen. Dieß erfuhr jetzt auch unser Glaskopf. Nachdem er in Gedanken alles, was er besaß, durchgemustert hatte, so kam er endlich auf die Rindsblase, die er von der Kuh aufbewahrt hatte. Mit dieser, dachte er, kannst du Wasser schöpfen und es nach der Grube tragen.

Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen fiel, sobald er auf diesen Einfall kam, und er schlief noch einige Stunden recht ruhig.

Gleich nach dem Erwachen machte er Anstalt, seinen Einfall auszuführen. Ohne Frühstück zu genießen, welches ehedem eins seiner vorzüglichsten Vormittagsgeschäfte gewesen war, suchte er sogleich seine Rindsblase auf, schnitt den oberen Theil davon weg, lief an die See, schöpfte die Blase voll, und goß das Wasser in die Grube aus, aber so wie er es ausgegossen hatte — weg war es. Die durch die Sonnenhitze ausgetrocknete Erde hatte sogleich alles in sich gezogen. Er holte eine andere Blase voll, und es ging damit eben so. Gegen fünfzig Blasen voll mochte er wohl ausgegossen haben, ohne daß Wasser zurück blieb. Da kam er zum Glücke auf den Gedanken, die Ritzen in der Erde zusammen zu treten. Nun hielt endlich die Grube Wasser. Sobald es aber zu steigen anfing, lief es wieder durch die Ritzen der Seitenwände ab, die er daher auch zu verstopfen suchen mußte. Erst nachdem er eine ganze Woche fast ununterbrochen mit Wassertragen zugebracht, und nur wenig Zeit davon zur Jagd und zur Bereitung seiner Mahlzeit angewendet hatte, sah er seinen

Wasserbehälter gefüllt. Da die Sonne immer sehr heiß schien und kein Regen einfiel, so war nach vierzehn Tagen das Wasser verdunstet, und er hatte wieder etwas Salz gewonnen, das er sorgfältig in seiner Hütte aufhob.

Er setzte nun seine Salzbereitung fort; selten aber gelang sie ihm so wie dießmal. Sobald Regenwetter einfiel, war seine Mühe vergebens. Die Salzgrube lief über, und das Regenwasser, das die Grube füllte, ließ kein Salz zurück. Bisweilen fiel der Regen auch so stark, daß der Damm durchbrochen wurde, dessen Wiederherstellung immer viel Mühe machte.

Glaskopf bekommt Gesellschaft.

Einmal, als er gerade alle seine Arbeiten vollendet hatte und nicht wußte, was er vornehmen sollte, entschloß er sich, am Ufer des Flusses hinauf zu gehen und zu suchen, ob er nicht ein neues Nahrungsmittel entdecken könnte. Er war nicht gar weit gegangen, so sah er ein Geschöpf, so groß wie ein achtjähriges Kind, das sich sehr anstrengte, eine Wurzel aus der Erde zu holen. Anfänglich hielt er es für einen Affen, und war schon halb und halb Willens, ihm mit seinem Stocke einen Schlag zu geben. Sobald er aber näher kam, sah er, daß es ein völlig unbekleideter Knabe war. Neben ihm lag ein Todtenkopf.

Glaskopf stand da wie versteinert, und wußte gar nicht, was er dazu denken und sagen, und wie er sich dabei benehmen sollte. Er hatte in seiner Jugend viel von

Menschenfressern gehört, und er kam nun auf den Gedanken, daß dieser Knabe ein junger Menschenfresser sein möchte. Gott! dachte er, was wird aus dir werden, wenn dich der junge Menschenfresser entdeckt. Er wird seine Eltern herbeirufen — sie werden dich morden und braten, und in ein Paar Tagen spielt das Ungethüm vielleicht auch mit deinem Schädel. Eben war er im Begriff, zurückzuschleichen, aber es war zu spät — der Knabe richtete sich auf, und bemerkte ihn. Noch hätte er sich durch ein Paar Sprünge retten können, aber er war so betäubt, daß ihm dieß nicht einfiel.

Der Knabe machte gewaltig große Augen als er Glaskopf erblickte; er besah ihn vom Kopfe bis auf die Füße, dann nahm er seinen Todtenkopf, weinte und sagte: „Vater! Vater!“

Man stelle sich die Freude vor, die Glaskopf empfand, als er nach so langer Zeit das erste deutsche Wort wieder hörte. Der, dachte er bei sich selbst, kann kein Menschenfresser sein. Er bot dem Knaben die Hand, die dieser mit großer Schüchternheit ergriff, und fragte ihn: „wo ist denn dein Vater?“

„Er zeigte auf den Schädel und sagte wieder: „Vater.“

Glaskopf that noch verschiedene Fragen an ihn, auf die er aber keine Antwort erhielt. Statt zu antworten, zog ihn der Knabe mit sich fort, und brachte ihn an einen Berg, in dem eine Oeffnung war, die zu einer Höhle führte. Als sie in dieselbe traten, rief er wieder mit kläglicher Stimme: „Vater! Vater!“

Da es in der Höhle dunkel war, so getraute sich Glaskopf nicht tiefer hinein zu gehen, sondern zog den Knaben

zurück, streichelte ihm die Backen, und sagte: „ich will dein Vater sein.“

Das verstand aber der Knabe nicht recht, denn er wußte kein deutsches Wort, als — das Wort Vater; das Streicheln der Backen hingegen verstand er, und bekam Zutrauen zu Glaskopfen. Dieser führte ihn mit sich in seine Wohnung, und setzte ihm vor, was seine Küche vermochte. Dieß war ein Stück gebratener Vogel und etwas Sauerampfer. Der Knabe verzehrte es begierig und biß dazu immer etwas von seiner Wurzel ab. Glaskopf wollte auch etwas von dieser Wurzel haben, und gab es dem Knaben zu verstehen. Dieser reichte sie ihm sogleich willig, Glaskopf schnitt ein Stück davon ab und fand es sehr schmackhaft. Vor Freude über diesen Fund umarmte er seinen Gast, streichelte ihm die Backen, und gab ihm auf allerlei Art zu verstehen, daß er es gut mit ihm meine.

Als es dunkel wurde, zog er ihn mit sich auf seine Kuhhaut. Der Knabe folgte, da er aber auch den Todtenkopf mitnehmen wollte, nahm ihn Glaskopf und warf ihn fort. Da schrie der Knabe jämmerlich: „Vater! Vater!“ holte den Todtenkopf wieder, und sein Wirth mußte ihm erlauben, ihn mit auf die Kuhhaut zu nehmen.

Der Knabe schlief sogleich ein, Glaskopfen kam aber einige Stunden kein Schlaf in die Augen. Er überdachte die Geschichte des Tages und fand in derselben so viele Beweise der göttlichen Liebe, daß er bis zu Thränen gerührt war. Er hatte einen Gesellschafter gefunden, ein neues Nahrungsmittel entdeckt, hatte eine Höhle kennen lernen, die ihm vielleicht zu einer bequemeren Wohnung dienen konnte. Er überlegte, wie er dieß alles benutzen wolle, dankte dem himmlischen Vater herzlich, und versprach, daß

er den gefundenen Knaben wie seinen Sohn behandeln und ihn zu allem Guten erziehen wolle.

Mit diesem Vorsatze schlief er ein.

Glaskopf wird Schulmeister.

Den folgenden Tag nach verrichtetem Morgengebete (denn Glaskopf war jetzt so an das Beten gewöhnt, daß er es weder bei dem Aufstehen noch bei dem Schlafengehen vergaß, auch den Tag über manches Gebet verrichtete) nahm er sein Söhnchen vor, und bemühete sich, ihn Deutsch zu lehren. Er zeigte ihm alle Theile des Kopfs und nannte sie, z. B. Auge, Nase, Mund, Zähne, und der Knabe sprach sie nach. Dann fragte er, wo sind die Zähne? wo der Mund? der Knabe zeigte darauf.

Weiter fragte er: was ist das? (indem er auf die Zähne zeigte).

Zähne, antwortete der Knabe.

Gl. Was ist das? (indem er auf die Nase wies).

Kn. Nase.

So ließ er sich alle die Theile hernennen, deren Namen er ihm vorgesagt hatte, und er wußte sie beinah alle.

Dadurch nun, daß der Knabe alle diese Namen so leicht gefaßt hatte, wurde Glaskopf vollkommen überzeugt, daß sein Findling ein junger Deutscher sein müsse, der seine Sprache vergessen habe, weil er sie schon lange weder gehört noch gesprochen hätte. Er faßte ihn bei der Hand, um ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Als er aber kaum

einige Schritte von der Hütte entfernt war, fiel ein ganzer Schwarm Stechfliegen auf den armen Knaben, die ihn so sehr peinigten, daß er jämmerlich schrie. Glaskopf verscheuchte sie, und führte ihn in seine Hütte zurück.

Auf der Jagd erlegte Glaskopf einen Vogel. Indem er ihn so in der Hand trug, hatte er allerlei Gedanken. Unter andern dachte er bei sich selbst: diese Vögel werden von keinem Ungeziefer gestochen. Und warum? weil sie mit Federn bedeckt sind.

Hm! dachte er weiter, wenn du deinen Findling auch mit Federn bedecktest, so würden ihm die Stechfliegen auch nichts mehr anhaben.

Aber wie? das war nun die große Frage, die er sich nicht beantworten konnte. Er schlenderte also fort, kam zu seiner Hütte, fand daselbst seinen Pflegesohn, und setzte sich auf seine Kuhhaut, um den Vogel zu rupfen. Indem er sich aber so auf die Kuhhaut setzte, fuhr ihm der Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf, sollte es nicht möglich sein, den Vögeln eben so die Haut abzuziehen wie der Kuh? Von diesen Häuten könntest du dem Knaben eine Kleidung machen — in der Folge auch für dich eine. — Vor Freuden über diesen Einfall sprang er von der Kuhhaut auf, lief hin und her, setzte sich wieder — nahm sein Brodmesser — und versuchte, den Vogel auszubalgen — aber — es ging nicht. Das Messer war dazu zu stumpf.

Er ließ indeß den Muth nicht gleich sinken, suchte einen Stein auf, begoß ihn mit Wasser, und schliff darauf sein Messer mit so gutem Erfolge, daß er wirklich den Vogel nun damit ausbalgen konnte. Freilich bekam der Balg einige Löcher; es war aber auch der erste Versuch, und er hoffte, die künftigen würden ihm besser gelingen.

Während der Ausbalgung setzte er den Unterricht seines Zöglings fort, nannte ihm den Vogel, den Schnabel, die Federn, die Flügel, die Füße, das Messer u. dgl., welches der Knabe alles recht gut merkte. Darüber freute sich Glaskopf sehr, da ihm sehr viel daran gelegen war, einen Menschen um sich zu haben, mit dem er sprechen konnte.

Ehe er seinen Braten noch an den Bratspieß steckte, fiel ihm die Wurzel ein, die ihm den Tag zuvor so gut geschmeckt hatte, und er wünschte zu der heutigen Mahlzeit auch wieder eine zu haben. Er nahm also seinen Pflegesohn bei der Hand und sagte: nun wollen wir Wurzeln suchen. Dieser verstand ihn aber nicht, und weil er die stechenden Insekten scheuete, so sträubte er sich und wollte nicht mit gehen.

Da kratzte Glaskopf mit den Nägeln in die Erde, stellte sich als wenn er eine Wurzel heraus zöge, sie zum Munde führte und kauete. Dieß verstand der Kleine, folgte ihm, duldete die Stiche der Insekten, und führte seinen Lehrmeister auf einen Platz, wo die gesuchten Wurzeln sich in Menge befanden. Sogleich machte sich Glaskopf darüber her, grub mit seinem Messer einige aus und eilte damit nach seiner Wohnung, wo er eine gute Mahlzeit hielt. Der Braten wurde mit Salz verzehrt, statt des Salats Sauerampfer, und statt des Brods Wurzeln dazu gegessen.

Nach aufgehobener Tafel nahm Glaskopf seinen Kleinen freundlich in die Arme, versuchte sich ihm auf mancherlei Art verständlich zu machen, und brachte ihm wieder verschiedene Worte bei.

Jetzt fiel es ihm ein, daß der Kleine auch einen Namen haben müsse. Weil er ihn über dem Ausgraben einer

Wurzel zuerst angetroffen hatte, so nannte er ihn Wurzel, und zum Vornamen gab er ihm seinen eigenen — Heinrich. „Du sollst," sagte er, „Heinrich Wurzel heißen. Verstehst du?"

Heinrich Wurzel antwortete: Heinrich Wurzel, und lief fort, um eine Wurzel zu holen, weil er schon gemerkt hatte, was eine Wurzel sei. Aber eben hieraus, daß er, als sein Name ausgesprochen wurde, nach Wurzeln lief, konnte Glaskopf schließen, daß er ihn nicht verstanden habe.

Ein zwiefacher schwerer Verlust.

Da der Tag kühl wurde und die Insekten sich verloren, ging Glaskopf aus seiner Hütte, um einige Stämmchen abzuschneiden, die er zur Ausbesserung seiner Hütte anwenden wollte. Heinrich Wurzel sah dieser Arbeit zu, nahm dann das Messer und versuchte, ob er nicht auch ein Stämmchen abschneiden könne. Indeß trug Glaskopf seine Stämmchen fort, und bald folgte ihm auch der kleine Wurzel nach. Es wurde nun Anstalt zur Abendmahlzeit gemacht, und der Rest des gebratenen Vogels aufgetragen. Da ihn aber Glaskopf zerlegen wollte, fehlte ihm das Messer. Dieß gab ihm einen Stich an's Herz.

„Heinrich," fragte er, „wo hast du denn das Messer?"

„Messer, Messer," antwortete dieser, und lief fort, um es zu holen, kam aber bald wieder zurück, ohne es gefunden zu haben. Glaskopf wurde dadurch so entrüstet, daß er ihm ein Paar derbe Ohrfeigen gab. Der Knabe that einen heftigen Schrei, sprang zur Hütte hinaus, Glaskopf

hinter ihm her, und rief: „Heinrich Wurzel! so bleib doch." Aber Heinrich Wurzel ließ nichts wieder von sich hören und sehen. Wohl zwei Stunden kroch Glaskopf im Dunkeln herum und rief seines Pflegesohns Namen, es erfolgte aber keine Antwort.

Es kann manchem sein Haus abbrennen, ohne daß er den Schrecken und den Jammer empfindet, den jetzt Glaskopf fühlte, weil es ihm vorkam, als wenn er jetzt alles verloren habe, und als wenn es mit ihm ganz und gar aus sei. Die ganze Nacht brachte er schlaflos zu, und obgleich er, seitdem er aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen war, in jeder Verlegenheit zum Gebete seine Zuflucht nahm, so war doch sein Kopf jetzt so verwirrt, daß es ihm unmöglich war, zu beten. Kaum wurde es hell, so lief er fort und rief so laut er konnte, „Heinrich Wurzel!" aber Niemand antwortete ihm. Er suchte nach seinem Messer, fand es aber nicht.

Viele Messer hatte Glaskopf, besonders da er noch Glasköpfchen war, verloren, ohne daß er es sich zu Herzen genommen hätte. Er brauchte es nur dem Vater zu sagen, so kaufte ihm dieser ein anderes. Auch dießmal würde er über das Messer nicht so viel Aufhebens gemacht haben, wenn er nur zu seinem Vater hätte kommen können. Das konnte er aber leider nicht.

Es verging ihm jetzt Essen und Trinken. Er setzte sich traurig an das Flüßchen, und legte den Kopf in die Hand. Da wurde der Kopf nach und nach ruhiger, und er sah jetzt ein, wer an dem Herzeleid, das ihm begegnet war, eigentlich Ursache gewesen sei. Nicht Heinrich Wurzel, wie er bisher geglaubt hatte, sondern er selbst. Du hättest, sagte er zu sich selbst, dem einfältigen Jungen das Messer

nicht geben, und, da er es verloren hatte, ihn deßwegen nicht schlagen sollen. Ach! hier richtete er die Augen gen Himmel, und sprach: ich habe nicht recht gethan! lieber himmlischer Vater! aber — vergib mir — laß mich nicht umkommen — ich will mich bessern u. s. w.

Nun stand er auf, ging an dem Ufer des Flüßchens fort, und kam zu der Höhle, die ihm sein entlaufener Zögling gezeigt hatte. Hier, dachte er, steckt er gewiß. Er rief also einigemal hinein, erhielt aber keine Antwort. Hinein zu gehen getraute er sich wegen der Dunkelheit nicht, und ein Licht anzuzünden, wollte ihm auch nicht gelingen. Er bestieg also den Berg, in dem die Höhle war, um sich da nach Heinrich Wurzeln umzusehen, sah aber nichts, als vor sich die See und hinter sich ein mit Bäumen und Sträuchen bewachsenes Land.

Ein kostbarer Fund.

Bei dem Herabsteigen sah Glaskopf indeß doch etwas, das ihm so viele Freude machte, daß er alles Herzeleid vergaß, einen — kleinen Koffer, der in einem Busche lag, und den vermuthlich die Gewalt des Pulvers von dem untergegangenen Schiffe hierher geworfen hatte.

Als Glaskopf den Koffer erblickte, rief er aus: „Ach Gott! du verläßt mich nicht! Mag in dem Koffer sein, was da will — ich kann alles brauchen.“ Freudig nahm er ihn und trug ihn nach seiner Wohnung.

Aber nun entstand ein neuer Kummer — er wußte nicht, wie er ihn öffnen sollte. Er war gut verschlossen, und überdieß noch mit ein Paar Vorlegeschlössern versehen.

Er nahm einen Stein und versuchte die Schlösser damit aufzuschlagen, aber umsonst. — Nachdem er den ganzen Tag gearbeitet hatte, war er noch immer nicht weiter gekommen. Den folgenden Tag versuchte er den Boden einzutreten, er that es sehr ungern, weil ihm der Koffer zu mancherlei nützlich sein konnte. Da er aber kein anderes Mittel sah, die in dem Koffer befindlichen Sachen zu bekommen, so mußte er sich doch dazu entschließen. Nachdem er eine Stunde lang bald darauf getreten, bald große Steine darauf geworfen hatte, gelang es ihm endlich, den Boden zu sprengen.

Als er noch Glasköpfchen war, pflegten ihm sein Vater und seine selige Großmutter immer auf Weihnachten ein Paar Bäumchen zu putzen und mit Rosinen, Mandeln und Marcipan zu behängen, auch Pfefferkuchen, hölzerne und bleierne Soldaten, Bilderbücher, Messer, Pfeifen und andere dergleichen Raritäten daneben zu legen, und Wachsstöckchen dabei anzuzünden. Da schlug denn Glasköpfchen in die Hände, und war vor Freude außer sich. So herzlich hatte er sich aber dabei nie gefreut, als jetzt, da er die Sachen sah, die in den Koffer gepackt waren. Es waren lauter Eisen und Stahlwaaren, z. B. Messer, Federmesser, Scheeren, Beile, Handsägen, Feilen und — Angelhaken. Er besah jedes Stück einzeln, legte es wieder hin, besah es noch einmal und so ging der ganze Vormittag mit Besehen hin.

Endlich steckte er ein großes Taschenmesser zu sich, und grub damit einige Wurzeln aus, die er statt der Mittagsmahlzeit verzehrte, weil er vor großer Freude vergessen hatte, sich einen Braten zuzubereiten. Während des Essens war sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, sich eine

Angel zu verfertigen. Angelhaken hatte er bereits, die Angelruthe konnte er sich auch leicht verschaffen, woher aber die Schnur kommen sollte? dieß konnte er nicht so leicht ausfindig machen. Er musterte in Gedanken seinen ganzen Reichthum durch, um etwas zu finden, woraus er die Angelschnur verfertigen könne. Endlich blieb er bei dem Kuhschwanze stehen, holte eine Scheere, schnitt damit die langen Haare, die unten daran waren, ab, knüpfte mehrere an einander, bis sie die gehörige Länge hatten, drehte sie dann zusammen, knüpfte einen Angelhaken daran, schnitt dann ein schlankes Bäumchen ab, knüpfte das andere Ende der Schnur daran, und so war die Angel fertig. Schade, daß eben die Nacht einfiel, sonst würde er damit sogleich einen Versuch gemacht haben. So aber mußte er den Fischfang bis den folgenden Tag anstehen lassen.

Auf der Kuhhaut beherzigte er von Neuem recht, wie viel Vortheile die Menschen einander durch ihren Fleiß verschaffen, was für ein hülfloses Geschöpf er gewesen wäre, so lange ihm die Werkzeuge, am Ende sogar das Taschenmesser gefehlt hatten, und wie viel er nun werde zu Stande bringen können, da er so viele Werkzeuge besäße, die durch den Fleiß seiner Mitmenschen wären verfertigt worden! Da er auch glaubte, daß dieß alles ein Geschenk Gottes sei, so vergaß er nicht, ihm dafür recht herzlich zu danken, und ihm zu versprechen, daß er ein recht guter Mensch zu werden sich bemühen wolle.

Glaskopf wird Fischer und Garkoch.

Was er bei Tagesanbruch zuerst that, läßt sich leicht errathen. Er machte Anstalt zur Fischerei; er wühlte in der Erde herum und suchte Regenwürmer, die er als Köder an den Angelhaken steckte, und nun warf er ihn aus.

Da das Wasser an der Küste von Fischen wimmelte, so drängten sie sich um den Köder. Kaum war er in's Wasser gekommen, so hing auch schon ein Fisch an der Angel, den er heraus zog. In wenigen Minuten hatte er fünf Fische, und würde auch den sechsten bekommen haben, wenn er nicht so groß gewesen wäre, daß die Schnur zerriß, als er ihn herausziehen wollte.

Freudig eilte er mit seiner Beute nach Hause, um sich daraus eine Mahlzeit zu bereiten. Da fehlte ihm aber der Fischkessel, in dem er die Fische hätte sieden können. Jedoch, da ihm schon so manches gelungen war, so hoffte er auch etwas erfinden zu können, womit er seine Fische, wenn auch nicht zu sieden, doch wenigstens braten könnte, und er erfand es wirklich. Eines von den Häusern, die er sonst am liebsten besuchte, war — die Garküche. Hier hatte er einen Rost gesehen, auf welchem die Bratwürste über Kohlen gebraten wurden. Noch schmeckten sie ihm gut, wenn er daran dachte. Die Begierde, auch einen solchen Rost zu haben, trieb ihn an, recht scharf darüber nachzudenken. — Es gelang ihm — der Rost war erfunden.

Man höre wie er es anfing! Zuerst trug er dürres Holz zusammen und brannte es zu Kohlen. Während der

Zeit, daß es verkohlte, weidete er seine Fische aus, und bestreute sie inwendig und auswendig mit Salz. Dann stellte er zu beiden Seiten der Kohlenmasse ein Paar Steine von gleicher Höhe, legte darüber vier von den Feilen, die er im Koffer gefunden hatte, und auf dieselben die Fische. Diese brieten nach Herzens Wunsch. Er wendete sie um, und labte sich erst an dem angenehmen Geruche, den sie von sich gaben, dann aber auch an den Fischen selbst, die er nebst einer Wurzel verzehrte. So gut hatte ihm lange keine Mahlzeit geschmeckt.

Sein Kleinmuth war nun ganz verschwunden, und er machte jetzt allerlei Pläne, wie er seine kümmerliche Lage verbessern wollte. Zuerst verfertigte er eine neue Angelschnur, und damit sie ihm nicht wieder zerreißen möchte, machte er sie noch einmal so stark als die erste gewesen war. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, sich täglich so viele Fische zu verschaffen, als er bedurfte. Um aber bei seinen Mahlzeiten Abwechselung zu haben, ging er auf die Jagd, und erlegte von Zeit zu Zeit einen Vogel.

Da er jetzt mit Federmessern versehen war, so war es ihm leicht, die Vögel auszubalgen. Die Bälge rieb er mit Salz ein, hängte sie in seiner Hütte auf, und dachte immer nach, wie er sich daraus eine Kleidung verfertigen könne, deren er sich bedienen wollte, wenn ihm seine gegenwärtige Kleidung, die immer mürber wurde, vom Leibe fallen würde. Mit einer Handsäge sägte er ein Stämmchen ab, und schnitzte daraus einen Stiel, an dem er eins von den gefundenen Beilen befestigte.

Wer war jetzt glücklicher als Glaskopf. Er hatte Messer, Federmesser, eine Angel, ein Beil, einen Rost, täglich Fisch und Braten — wenn er doch nur einen Ge-

sellschafter gehabt hätte, mit dem er ein vernünftiges Wort hätte sprechen können.

Wird Glaskopf seinen Pflegesohn nicht wieder aufsuchen?

Da er aus guten Gründen vermuthen konnte, daß Heinrich Wurzel in der Höhle stecke, bei welcher er ihn gefunden hatte, so machte er Anstalten, sie zu untersuchen. Die Ursache, warum dieß bis jetzt noch nicht geschehen war, lag in dem Mangel an einem Lichte. Er dachte darüber nach, wie er es sich verschaffen könne, und sein Nachdenken war auch dießmal gesegnet.

In der Nähe seiner Hütte standen einige harzige Bäume, die mit unsern Kiefern viel Aehnlichkeit hatten. Davon fällte er einen mit seinem Beile, schnitt daraus dünne Spähne, zündete sie an, und sah mit Vergnügen, daß sie wie Fackeln leuchteten. Er versah sich mit einem hinlänglichen Vorrathe davon, zündete eine an und trat dann, nachdem er einen gebratenen Fisch zu sich gesteckt hatte, mit dem Beile unter dem Arme seine Wallfahrt in die Höhle an.

Bei dem Eintritte in dieselbe entdeckte er sogleich ein Menschengerippe, an dem verschiedene Lumpen von der Kleidung hingen, die es getragen hatte, da es noch lebte. Er hielt es sogleich für Wurzels Vater, doch Wurzeln selbst sah er nicht. Da ihm nun an diesem mehr als an dem Gerippe gelegen war, so leuchtete er in alle Ecken der Höhle, und vernahm endlich eine klägliche Stimme, die

rief: „Vater! Vater!“ Zugleich that der Kleine, von dem die Stimme kam, einen Sprung, um ihm zu entwischen. Glaskopf verrannte ihm aber den Paß und faßte ihn bei der Hand. Dießmal hielt er aber nicht so still, wie das erstemal, sondern kratzte und biß um sich, wie eine Katze, so daß Glaskopf seine Hand mußte fahren lassen. Damit er ihm nicht entwischen möchte, stellte er sich an den Eingang der Höhle und redete ihn mit sanfter Stimme an: „Lieber Heinrich! bleib doch! ich will dich nicht wieder schlagen“ Zugleich reichte er ihm den gebratenen Fisch und streichelte ihm die Backen.

Heinrich wurde nun wieder zahm, und da ihm Glaskopf die Hand gab, nahm er sie an, und kratzte und biß nicht mehr.

Jetzt ging Glaskopfs vorzüglichste Sorge dahin, die Höhle zu untersuchen, ob sie bewohnbar sei, und ob Wurzels Vater nicht etwas hinterlassen habe, das er als Erbschaft in Besitz nehmen könne. Da fand er aber wenig. Unter den vermoderten Lumpen und Knochen lag zwar ein Beutel voll holländischer Dukaten, eine goldene Uhr und ein Paar silberne Schnallen. Was konnte ihm dieß aber helfen? Von den silbernen Schnallen konnte er nicht lange Gebrauch machen, weil seine Schuhe schon so zerrissen waren, daß sie in Kurzem ganz unbrauchbar werden mußten. Ein Paar neue Schuhe wären ihm lieber gewesen. Die Uhr stockte und kam auch nicht wieder in Gang, als er sie aufzog, und die Dukaten, die nützten ihm so wenig als Kieselsteine, weil Niemand da war, von dem er dafür etwas hätte kaufen können; doch steckte er dies Alles zu sich. An der einen Seite der Höhle fand er Wurzeln zu-

sammengetrageu, die aber, da sie schon lange gelegen hatten, vermodert waren.

Mitten in der Höhle war eine Erhöhung etwa drei Fuß hoch, welche der vorige Bewohner wahrscheinlich mit vieler Mühe zusammengetragen hatte. Sie war mit Blättern bestreut, und Glaskopf vermuthete, daß dieß die Lagerstätte des Verstorbenen gewesen sei, die er sich zubereitet hatte, weil es auf dem Boden der Höhle etwas feucht war. Er bestieg dieselbe, und that da noch einen Fund, der ihm lieber war, als die ganze übrige Erbschaft, die er in Besitz genommen hatte. Es war ein Psalmbuch und eine Schreibtafel. Als er das erstere aufschlug, fielen ihm die Worte in die Augen: Israel hat demnach Gott zu Trost, wer nur reines Herzens ist. „Ja," sagte er, „Gott, du warst bisher mein einziger Trost, und wirst es auch künftig sein, wenn ich nur mein Herz immer rein erhalte." Er drückte das Psalmbuch an sein Herz und küßte es.

Mit der erhaltenen Erbschaft beladen, zog er nun, in Begleitung seines lieben Heinrichs, nach seinem Quartiere zurück, fing sich etliche Fische, briet sie, verzehrte sie mit seinem Pflegesohne, und sprach während der Mahlzeit beständig, in der Hoffnung, daß dieser sich nach und nach dazu gewöhnen würde, die Sprache zu verstehen.

Nach geendigter Mahlzeit nannte er ihm wieder die Namen der Dinge, die in der Hütte waren, z. E. Beil, Messer, Federmesser, Schreibtafel, Psalmbuch, die der Kleine ihm nachsprechen mußte. Dann sagte er: Wo ist das Psalmbuch? Wo das Beil? Wo das Messer? u. s. w. und sein Schüler zeigte ihm alles. Vor Freuden umarmte und küßte er ihn.

Glaskopf bezieht ein neues Quartier.

Nun wurde überlegt, ob es rathsamer sei, im alten Quartiere zu bleiben, oder die Höhle zu beziehen. Nachdem alles hin und her wohl erwogen worden war, fiel der Entschluß dahin aus, daß er die Höhle beziehen wolle, weil in derselben mehr Schutz gegen die Sonne und den Regen zu finden war.

Mit der Veränderung des Quartiers gab es nun freilich nicht so viele Schwierigkeiten, als hier zu Lande, denn auch der ärmste Bürger hat mehr Hausrath fortzuschaffen, als Glaskopf. Dennoch fanden sich wenigstens einige Schwierigkeiten, denn auch der ärmste Bürger hat oder borgt eine Schiebekarre. Diese hatte aber unser Glaskopf nicht, und konnte sie auch nicht geborgt bekommen. Er mußte alles forttragen.

Das erste, was er nach seinem Einzuge in die Höhle that, war, daß er die Gebeine von Heinrichs Vater herausschaffte und mit Erde überschüttete. Die Lumpen aber hob er auf, weil er glaubte, daß er sie vielleicht in der Folge werde benutzen können. Dann fing er an, einen bedeckten Platz zur Aufbewahrung des Feuers zu verfertigen. Da ihm die von Zweigen zu dieser Absicht errichtete Hütte ein paarmal im Feuer aufgegangen war, so entschloß er sich jetzt, eine steinerne zu verfertigen, welches ihm auch nach ein Paar mühevollen Tagen gelang.

Nun dachte er mit ganzem Ernste darauf, seinem lieben Heinrich eine Kleidung zu verfertigen. An Vogelbälgen fehlte es ihm nicht, Federmesser und Scheere hatte er auch, um sie zuzuschneiden, auch hatte er in seinem Koffer

einige Pfriemen gefunden, die er statt der Nähnadeln gebrauchen konnte. Woher aber Zwirn bekommen? das war die große Frage. Da er indeß schon so manches erfunden hatte, so glaubte er, daß er auch etwas erfinden würde, dessen er sich statt des Zwirns bedienen könne, und — er erfand es wirklich. Er nahm nämlich die Gedärme der Vögel, die, wie er hernach erfuhr, Pinguine hießen, reinigte sie vom Unrathe, schnitt sie aus einander, rieb sie mit Salz ab, und drehete sie hernach zusammen, daß Fäden daraus wurden. Als er einen hinlänglichen Vorrath hatte, schritt er zum Werke und fing an zu schneidern.

Wenn freilich die ehrsame Schneiderzunft seine Arbeit untersucht hätte, so würde sie manches daran auszusetzen gefunden haben; — zum Glück für ihn war aber keine Schneiderzunft da. Nach etlichen Tagen war Heinrich Wurzels Anzug fertig, und Glaskopf freute sich nicht wenig darüber, als er ihn darin erblickte.

Aus seinem Psalmbuche las Glaskopf täglich einen Psalm, und wenn er gleich vieles davon nicht verstand, so fand er doch in jedem wenigstens einen Vers, der ihm eine wahre Seelenspeise war, und ihn zum Guten stärkte.

Einmal las er auch einen Psalm, über welchem stand: ein Psalm Davids, der ihn sehr erquickte. Er gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Lieber Gott! dachte er bei sich selbst, was für eine herrliche Kreatur ist doch der Mensch, wenn man ihn mit den Thieren vergleicht. Wenn diese sterben, so ist es aus mit ihnen; aber der Mensch kann auch nach seinem Tode noch Gutes stiften. Wie viele hundert Jahre mögen wohl vergangen sein, seitdem der König David lebte, und gleichwohl tröstet er mich noch mit seinen Psalmen, in meiner Einöde. Lieber

Gott! gib ihm dafür eine recht vergnügte Stunde in der Ewigkeit.

Glaskopfs Sonntagsfeier.

Da Wurzels Kleidung so gut ausgefallen war, so hatte sein Erzieher nun nicht eher Ruhe, bis er auch selbst eine ähnliche besaß. Er schlug daher nun täglich einige Pinguine todt; nicht blos um des Fleisches, sondern vorzüglich um der Felle willen. Als er deren genug zusammen hatte, fing er wieder an zu schneidern, und brachte in einigen Tagen wirklich für sich eine Kleidung zu Stande, auf die er sich nicht wenig zu Gute that. Er legte nun seine europäische Kleidung ab, und nahm sich vor, nur Sonntags sie zu tragen. Es ging aber eine geraume Zeit hin, ehe es Sonntag wurde. Denn woher sollte der arme Schelm wissen, wenn es Sonntag wäre? einen Kalender hatte er nicht, und läuten, woran er sonst immer merkte, daß es Sonntag wäre, hörte er auch nicht. Es ist doch eine fatale Sache, dachte er bei sich selbst, wenn man aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen ist, man weiß gar nicht, wie man in der Zeit lebt.

Da ihm doch aber sonst der Sonntag immer der wichtigste Tag gewesen war, nicht sowohl des Gottesdienstes, sondern des Kuchens wegen, den sein Vater Sonntags backen, und des Bratens wegen, den er auftragen ließ, so entschloß er sich, selbst einen Sonntag zu machen. Morgen, sagte er, soll mein Sonntag sein. Da sein Sonntag anbrach, machte er einen Schnitt in den Baum, der zunächst an seiner Höhle stand, den folgenden Tag machte

er wieder einen solchen Schnitt; wenn nun sieben solche Schnitte gemacht waren, so war bei ihm wieder der Sonntag eingetreten.

Diesen feierte er dann auf folgende Art. Erst legte er seine europäische Kleidung an, dann ging er mit Heinrichen in die Höhle, zündete zwei Spähne an, und sang ein Lied. Weil er aber in der Schule nur zwei Lieder gelernt hatte: Befiel du deine Wege, und: Wer nur den lieben Gott läßt walten, so wechselte er mit diesen ab. Er bedauerte sehr, daß er in seiner Jugend nicht ordentlich das Singen gelernt hatte, denn weil er es nicht ordentlich gelernt hatte, so konnte er es auch nicht recht, und zog so gewaltig unter, daß er bei dem dritten Verse immer wieder aus einem höhern Tone anstimmen mußte.

Nach geendigtem Gesange hielt er ein Gebet, in welchem er dem lieben Gott für alles empfangene Gute dankte, und ihm versprach, ein guter Mensch zu werden; dann las er einen Psalm. Dabei fiel ihm oft ein, wie schön es in seinem Vaterlande gewesen wäre, wo so viel gute Lieder gesungen, so viele erbauliche Predigten gehalten wurden. Dann entstand immer bei ihm der Wunsch: wenn ich nur einmal wieder in eine Kirche kommen sollte.

Nach geendigtem Gottesdienste machte er einen Spaziergang und genoß dann eine Mahlzeit, die immer aus Fisch und Braten bestand, da er hingegen in den Wochentagen nur Fisch oder Braten zu genießen pflegte. Dann machte er wieder einen Spaziergang, bis es dämmerig wurde.

Sein erster Spaziergang war nach der See gerichtet. Mit wehmuthsvollem Blicke sah er über dieselbe hin, und wünschte ein Schiff zu erblicken, auf dem er wieder in sein

Vaterland reisen könnte; aber er erblickte keins. Traurig setzte er sich an das Ufer hin, legte den Kopf in die Hand, und wiederholte in seinem Herzen das Gelübde, daß er als ein recht guter Mensch unter seinen Mitmenschen leben wolle, wenn sich der liebe Gott seiner erbarmete und ihn wieder in die menschliche Gesellschaft zurück brächte.

Unterdessen kroch Heinrich Wurzel immer am Ufer hin und her. Als Glaskopf die Augen aufschlug, sah er, daß Heinrich etwas verzehrte. Geschwind sprang er auf, um zu sehen, was der Knabe hatte. Da hatte er eine Muschel in der Hand, die er begierig ausschlürfte. Gleich darauf griff er nach einer andern, schlug sie mit einem Steine auf, und wollte sie auch ausschlürfen. Pfui, Heinrich! rief ihm Glaskopf zu, was machst du da? und wollte ihm die Muschel wegnehmen. Dieser lief aber geschwind fort, und schlürfte sie wieder aus, sammelte auch noch mehrere solche Muscheln, schlug sie auf und verzehrte sie. Das nahm Glaskopfen wunder. Er beobachtete den Knaben genau, um zu sehen, ob ihm übel werden würde, dieser blieb aber lustig und guter Dinge.

Dieß machte Glaskopfen aufmerksam. Er führte den folgenden Tag seinen Pflegesohn wied:r an die See, und da derselbe abermals solche Muscheln aufsuchte und verzehrte, fiel es ihm ein, daß er in seinem Vaterlande von Austern habe sprechen hören, welche roh verzehrt würden. Er muthmaßte also, daß dieß auch Austern sein möchten, die Heinrich noch von seinem Vater hätte kennen lernen, faßte Muth und schlürfte auch eine aus. Nach und nach gewöhnte er sich daran, und fand, daß sie gut schmeckten. Nun hatte er wieder ein Gericht mehr, mit dem er seine Tafel besetzen konnte.

Den nächsten Sonntag, als er wieder einen Spaziergang machte, ging er an dem Ufer der See weiter, als er bisher gethan hatte, und fand da wieder etwas, das ihm viele Freude machte. Es waren Schalen von sehr großen Muscheln. Begierig sammelte er sie, und trug sie nach Hause, in der Hoffnung, daß er sie zu allerlei werde benutzen können. Er benutzte sie denselben Tag noch, indem er sie als Trinkgeschirre brauchte, mit welchen er für sich und seinen Heinrich Wasser schöpfte.

Die Regenzeit tritt ein.

Dieß war aber für lange Zeit Glaskopfs letzter Spaziergang gewesen. Denn nun fiel ein heftiger Regen ein, der acht Wochen lang dauerte, und ihn zwang, in seiner Höhle zu bleiben. So traurig dieß für ihn war, so dankte er doch dem lieben Gott herzlich, daß er ihm so vielerlei verschafft hatte, um sich seinen Zustand erträglich zu machen. Er hatte doch nun eine Wohnung, die ihn gegen den Regen hinlänglich schützte; er hatte einen Gesellschafter, mit dem er sich einigermaßen die Zeit vertreiben konnte, er hatte Spähne, die seine Wohnung erleuchteten, einen Anzug von Vogelbälgen, an dem der Regen ablief, und allerlei Werkzeuge.

Der Hunger zwang ihn, täglich auf die Jagd oder den Fischfang auszugehen, und die nöthigen Wurzeln einzutragen. Da er einmal einen Vogel ausbalgte, und das viele Fett, das er um die Gedärme fand, wie er sonst zu thun pflegte, wegwerfen wollte, fuhr ihm der Gedanke durch

den Kopf, ob er es nicht zu etwas benutzen könne. Mit den Gedanken ist es eine eigene Sache. Wenn man sie eine Zeit lang unterhält, so werden sie lebhafter und bringen uns oft auf mancherlei Einfälle, an die man sonst nicht gedacht hätte. So ging es jetzt unserm Glaskopf. Er legte den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Nase, sah sich in seiner Höhle um — wup da hatte er einen Einfall, der unter Brüdern hundert Thaler werth war. Er sprang sogleich auf, um ihn auszuführen. Hört, wie er es anfing.

Er nahm eine Muschelschale, legte Pinguinenfett hinein, und setzte sie auf seinen Rost über die Kohlen, wo das Fett augenblicklich schmolz und zu Oel wurde. Dann lief er zu den Lumpen, die von dem Hemde noch übrig waren, das er an dem Todtengerippe gefunden hatte, schnitt ein Stückchen davon ab, drehete einen Docht daraus, legte es in das geschmolzene Fett, zündete es an — und die Lampe war fertig.

Vor Freuden nahm er seinen Heinrich, sprang mit ihm um die Lampe herum und trillerte ein Liedchen dazu. Es war wirklich Zeit, daß er diese Erfindung machte, da er schon ein paarmal in Gefahr gewesen war, sein Feuer zu verlieren. Die Spähne verbrannten die Nacht hindurch, und ein paarmal war das Feuer, das er außer der Höhle unterhielt, so abgebrannt, daß er des Morgens mit genauer Noth noch ein Paar Fünkchen davon in der Asche finden konnte. Nun war er gegen alle Besorgnisse gesichert, weil seine Lampe die ganze Nacht durch brannte.

Ob er es gleich in der Rechenkunst nicht gar weit gebracht hatte, so konnte er doch berechnen, daß die Lumpen, aus welchen er die Dochte verfertigte, nicht gar lange

dauern würden. Er entschloß sich also, den Tag über Spähne zu brennen, und nur ehe er zu Bette ginge, das Nachtlämpchen anzuzünden.

Während der Regenmonate war er um nichts mehr bekümmert, als womit er sich beschäftigen solle; eine Sorge, die ihm sonst gar nicht in die Gedanken kam. Jetzt fühlte er es recht innig, wie übel man sich befinde, wenn man nichts zu thun hat. Er stellte daher täglich mit seinem Heinrich Sprechübungen an, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß dieser immer mehr verstehen lernte, und auch zu sprechen anfing. Da er mit ihm aber nur von Dingen sprechen konnte, die zugleich konnten vorgezeigt werden, und in der Höhle nicht viel vorzuzeigen war, so dauerten diese Sprechübungen immer nicht gar lange. Er kam also auf den Einfall, ihn das Lesen zu lehren. Da ihm aber hierzu das ABCbuch mangelte, so machte er die gefundene Schreibtafel zu einem ABCbuche. Weil sich in derselben nichts befand, als das Verzeichniß der Ausgaben, die der vorige Besitzer auf seiner Reise gemacht hatte, so löschte er dieß aus, und schrieb das ABC und das AB Ab hinein.

Weil Glaskopf von den neuen Lesemethoden nichts gehört hatte, so machte freilich der kleine Heinrich sehr langsame Fortschritte. Da die Regenzeit vorüber war, so konnte er zwar das ABC der Reihe nach hersagen; wenn er aber gefragt wurde, wo ist das D? wo das X? so wies er noch immer auf unrechte Buchstaben.

Um die übrige Zeit auszufüllen, bediente er sich der gefundenen Werkzeuge, und gab sich Mühe, mit denselben allerlei Hausgeräthe zu verfertigen. Damit ging es aber freilich auch etwas langsam. In seiner Jugend hatte er

nichts geschnitzt, als Torreln. Das erste also, was er zu Stande brachte, war — eine Torrel. Er lehrte seinen Heinrich den Gebrauch derselben, und weil er weder Mandeln noch Nüsse bekommen konnte, so spielte er mit ihm um kleine Steinchen, die er zu dieser Absicht gesammelt hatte. Dann brachte er, nach vielen mißlungenen Versuchen, ein Paar hölzerne Gabeln, und in der Folge ein Paar hölzerne Teller zu Stande, die aber freilich etwas plump ausfielen und die Rundung nicht hatten, welche die in manchen deutschen Dörfern gewöhnlichen hölzernen Teller zu haben pflegen. Aber einen Tisch zu verfertigen, das gelang ihm durchaus nicht. Es fehlten ihm die Bretter dazu, und diese zu schneiden, wollte ihm nicht gelingen. Die Regenzeit ging also vorbei, ohne daß ein Tisch zu Stande gekommen wäre.

Erst nach einigen Wochen gelang es ihm, mit einer Handsäge Bretterchen zu schneiden, und aus denselben etwas zu verfertigen, das wie ein Tisch aussah. Vergnügt stellte er sich an denselben mit seinem Heinrich und verzehrte auf Tellern mit Messer und Gabel einige gebratene Fische, nebst Wurzeln.

Während der Mahlzeit überlegte Glaskopf, ob es nicht auch möglich sei, ein Paar Stühle zu verfertigen. Mit den Sitzen und den Beinen war er in seinen Gedanken schon so ziemlich zu Stande gekommen; nur konnte er nicht mit sich einig werden, wie er die Lehnen verfertigen wolle.

Glaskopf erhält einen Besuch.

Vielleicht hätte er es durch fortgesetztes Nachdenken auch noch herausgebracht; da trug sich aber unvermuthet etwas zu, das einen so großen Strich durch seine Rechnung machte, daß die Verfertigung der Stühle auf immer unterblieb. Er hörte — Menschenstimmen. Furcht und Freude machten, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er schlich sich an den Eingang der Höhle, um zu horchen, was für eine Sprache sie redeten! da hörte er aber, daß sie so kauderwälsch sprachen, daß er kein Wort davon verstand. Er glaubte nun gewiß, es müßten Wilde sein, und eilte, um die Spähne auszulöschen, damit das Licht derselben seinen Aufenthalt nicht verrathen möchte. Es war aber zu spät. Die Menschen hatten den Schein des Lichtes schon gesehen, waren ihm nachgeganzen, und kaum war der eine Spahn ausgelöscht, so erblickte Glaskopf auch drei Männer vor sich, die ein lautes Gelächter aufschlugen, als sie die beiden in Vogelfelle gekleideten Höhlenbewohner vor sich sahen.

Was Glaskopfen einigen Muth machte, war, daß diese Leute wie Europäer gekleidet waren. Er machte ihnen also ein Kompliment, und bat, daß sie ihn nebst seinem Heinrich auf ihr Schiff nehmen möchten. Sie verstanden aber kein Wort davon, als das Wort Schiff. Sie antworteten wieder etwas, wovon Glaskopf aber nichts verstand, als das Wort Ship. Um wegen dieser Sache in's Klare zu kommen, so nahm der eine Fremde Glaskopfen, der andere Heinrichen an die Hand, und führten sie nach der See zu. Welche Freude! Da lag ein Schiff vor Anker.

Sie wurden auf dasselbe gebracht und mußten sich wieder auslachen lassen. Da Glaskopf die Sprache des Schiffsvolks nicht verstand, so trat ein Franzose heraus und fragte ihn, ob er französisch spräche? Dieß verstand er und antwortete: non Monsieur. Da kam endlich ein Matrose zum Vorscheine, der ihn fragte: verstehst du Deutsch? Ach! ja! gab er zur Antwort, ich bin ein Deutscher. Aber wer seid Ihr denn?

M. Amerikaner.

Gl. Da ist also die kauderwälsche Sprache, die diese Leute da reden, wohl die Amerikanische?

M. Ach nein! Sie sprechen Englisch.

Gl. Warum denn das, wenn sie Amerikaner sind?

M. Sie sind ihrer Herkunft nach Engländer, und behalten deßwegen ihre Sprache bei. Ich bin aus Deutschland hierher gekommen, und spreche deßwegen Deutsch. Lange werde ich es aber auch nicht mehr sprechen, denn vom Morgen bis zum Abend muß ich das englische Geschnatter um mich hören, und habe keinen Menschen um mich, mit dem ich ein deutsches Wörtchen sprechen könnte. Es ist mir daher lieb, daß ich einen Landsmann gefunden habe. Nun wollen wir uns auch auf Deutsch recht satt mit einander plaudern.

Jetzt trug der Befehlshaber des Schiffs dem deutschen Matrosen auf, Glaskopfen nach seiner Herkunft und seinen Schicksalen zu fragen.

Glaskopf gab auf alle Fragen redlichen Bescheid und der Matrose sagte dem Kapitän die Antworten im gebrochnen Englisch.

Da der Befehlshaber hörte, daß Glaskopf mit einem holländischen Schiffe gefahren sei, wurde er freundlicher

gegen ihn und ließ ihn fragen, ob er mit nach Amerika wolle? Da er dieß bejahte, befahl er, daß die Anker aufgewunden würden und das Schiff absegle. Als aber Glaskopf bat, ihm zu erlauben, daß er erst seine Habseligkeiten abholen dürfe, wurde ihm auch dieß zugestanden, und ihm der Deutsche nebst noch einem Matrosen mitgegeben. Der kleine Wurzel sprang auch mit.

Bei der Ankunft in der Höhle wechselte er zuerst die Kleider, und legte seine europäische Kleidung an, in deren Taschen sich die Verlassenschaft von Wurzels Vater befand. Seinen Begleitern ließ er nichts davon sehen, und that sehr wohl daran. Diese packten nun alles zusammen, die Kuhhaut, das Vogelkleid, nebst dem zerschlagenen Koffer mit Instrumenten, das Psalmbuch und die Schreibtafel. Heinrich Wurzel aber nahm seines Vaters Schädel und trug ihn mit fort.

Glaskopf verläßt seine Einsiedelei.

Bei seiner Ankunft auf dem Schiffe empfing ihn der Befehlshaber sehr liebreich. Zuerst gab er ihm eine Kiste, in die er seine Geräthschaften packen, und die er verschließen konnte. Man mußte es den Matrosen nachrühmen, daß sie bei dem Auspacken aus dem Koffer sehr behülflich waren, aber bei dem Einpacken in die Kiste ging es wohl nicht gar redlich zu, indem kaum die Hälfte von den Geräthschaften in die Kiste kam. Glaskopf merkte etwas, getraute sich aber nicht, etwas darüber zu sagen. Hierauf wurde ihm eine vollkommene Matrosenkleidung gereicht,

die er mit Dank annahm. Seine Schuhe und Strümpfe, die in dem erbärmlichsten Zustande waren, warf er sogleich weg, die übrigen Kleidungsstücke schloß er aber wohlbedächtig in die Kiste, um, wie er sagte, ein Andenken an die vorige Zeit zu haben, zugleich aber, um die Wahrheit zu gestehen, damit er das, was darinnen steckte, vor den Raubvögeln, die ihn umgaben, desto sicherer verbergen könnte. Dabei ließ es der Befehlshaber des Schiffes nicht bewenden, sondern es mußte auch den beiden neuen Passagieren eine Hühnersuppe, ein Stück geräucherte Rindszunge und ein Nösel rother französischer Wein gereicht werden. Da solche Sachen lange nicht über Glaskopfs Zunge gekommen waren, so behagten sie ihm ausnehmend, und er drückte und küßte dafür seinem Wohlthäter dankbar die Hand.

Dieser fragte ihn, ob er als Matrose dienen wolle? Er verstand sich gern dazu und sein deutscher Kamerad machte sich eine Freude daraus, ihm die zum Matrosendienste nöthigen Handgriffe zu zeigen.

Jetzt wurden die Anker in die Höhe gezogen, wobei Glaskopf treulich mit half, dann stieß das Schiff in die See. Glaskopf trat auf das Verdeck, faltete seine Hände, und dankte dem lieben Gott gar herzlich dafür, daß er sein Gebet erhört, und ihn wieder unter Menschen gebracht habe, wiederholte auch das Versprechen, das er schon vielmal gethan hatte, daß er nämlich sein Lebelang ein guter, fleißiger Mensch sein wolle.

Des Abends wurde von dem Schiffsprediger eine Betstunde gehalten, an welcher Glaskopf herzlichen Antheil nahm, ob er gleich von dem Gebete weiter nichts verstand,

als höchstens die Worte: God father. Er erhob sich indessen in seinen Gedanken auch zu Gott, seinem Vater.

Den folgenden Tag gab er einen sichern Beweis davon, daß er sich gebessert habe. Ihm fiel nämlich ein, was er mit dem Gelde, der Uhr und den silbernen Schnallen thun solle, die er bei dem Gerippe von Wurzels Vater gefunden hatte, und ohne sich lange zu bedenken, faßte er den Entschluß, daß er nicht das Geringste davon angreifen, sondern Alles für seinen Heinrich aufbewahren wolle. Er hatte es auch gehalten, wie wir in der Folge hören werden. Da er gewiß wußte, daß niemals nach diesen Sachen Nachfrage geschehen würde, indem Niemand etwas davon wußte, daß er sie zu sich genommen habe, als der, der in's Verborgene sieht, so bewies er durch seinen Entschluß, daß er jetzt wahre Ehrfurcht gegen Gott und sein Gebot habe.

Glaskopf macht mit seinem Landsmann nähere Bekanntschaft.

Indem trat sein Landsmann zu ihm, bot ihm einen guten Morgen, und fragte, ob er nicht Deutsch mit ihm sprechen wolle?

Gl. Gern. Hast du nicht gehört, ob deutsche Soldaten nach Amerika gekommen sind?

Die Hülle und die Fülle. Sie werden aber von den Amerikanern nicht gern gesehen, sie lauern ihnen daher in allen Winkeln auf, und wenn sie kleine Trupps habhaft werden können, so machen sie sie nieder, oder nehmen sie

gefangen. Ich bin auch mit den deutschen Truppen herüber gekommen.

Gl. So! Mit welchen denn?

L. Mit den Baireuthern.

Gl. Da bist du wohl desertirt?

L. Fi! Wer wird denn das thun? Ich ging einmal mit fünf Kameraden nach einem Bache, um Wasser zu holen. Indem wir uns bückten, fielen eine Menge Schüsse aus einem Busche, wovon sogleich zwei meiner Kameraden in's Gras gestreckt und einer in den Arm verwundet wurde. Wir Uebrigen füllten unsere Krüge mit Wasser und wollten zurücklaufen. Aber umsonst, sechs Amerikaner stellten sich uns in den Weg, hielten die Gewehre auf uns, und fragten: „Pardon?“ da war nun nicht lange Zeit zum Besinnen — wir streckten das Gewehr und sagten: „Pardon!“ Sogleich setzten sie ihre Hähne in Ruhe, durchsuchten die Taschen der Erschossenen, nahmen was sie bei ihnen fanden, und die Lebendigen führten sie mit sich in ihr Lager.

Da muß ich ihnen nun zum Ruhme nachsagen, daß wir gut von ihnen behandelt wurden. Den Blessirten brachten sie sogleich in das Lazareth, und die Gesunden fragten sie, ob sie Dienste bei den Amerikanern nehmen wollten? Da wir uns dazu nicht bereden ließen, so wurden wir an etliche Familien vertheilt, wo wir als Taglöhner ihre Aecker und Gärten bearbeiten mußten, wofür sie uns die Kost gaben. Meine Kameraden, die von Haus aus Bauern waren, standen sich dabei sehr gut, aber ich, der ich zu solchen Arbeiten nicht gewöhnt war, konnte es dabei nicht aushalten. Als ich also gefragt wurde, ob ich nicht als Matrose auf einem amerikanischen Schiffe Dienste

nehmen wolle, schlug ich ein und bin jetzt also, wie du siehst, Matrose. So etwas ist mir in der Wiege nicht vorgesungen worden.

Gl. Du bist also wohl reicher Leute Kind?

M. Das wohl nicht; aber ich bin doch zu ganz andern Geschäften bestimmt gewesen, als zum Matrosendienste. Mein Vater war Prediger in einer angesehenen Stadt, und ließ mich die Kaufmannschaft erlernen. Man war mit mir sehr zufrieden, und da ich die Lehrjahre überstanden hatte, kam ich als Handlungsdiener in ein angesehenes Haus in Augsburg, für welches ich reisen mußte.

Gl. Nu? Da wurdest du wohl auf der Reise weggenommen und unter die Soldaten gesteckt?

M. Ach Gott! wenn dieß wäre, so könnte ich mich noch beruhigen, aber so — sich selbst in's Unglück gestürzt zu haben, das ist schrecklich. Ich schäme mich, daß ich es sagen soll.

Gl. Vor mir darfst du dich nicht schämen. Es ist auch mir vor der Wiege nicht vorgesungen worden, daß ich Matrose werden sollte. Ich bin auch durch meine Schuld hier, und was du mir sagst, das bleibt unter uns.

M. Die Hand drauf! Höre also, und bedaure mich. Mein Vater und meine Mutter waren sehr rechtschaffne Eltern (hier fing er an bitterlich zu weinen) — ach jetzt werden sie wohl vor Gram über die Schande, die ich ihnen anthat, im Grabe liegen. Sie ließen mir nicht nur guten Unterricht geben, sondern pflanzten auch Gottesfurcht in mein Herz.

Gl. Die ist das Beste, was Eltern ihren Kindern mitgeben können.

M. Da ich von meinem Vater Abschied nahm, drückte

er mich fest an seine Brust und sagte: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. So lange ich Lehrling war, führte ich auch einen christlichen Lebenswandel, und konnte von allem meinem Thun Gott und der Welt Rechenschaft geben. Da ich aber als Handlungsdiener angestellt wurde, ging es mit mir rückwärts. Ich gerieth in böse Gesellschaft, die von Gott und Religion sehr leichtfertig sprach. Sie verleitete mich, ein Haus zu besuchen, wo stark gespielt wurde. Ich spielte mit, gewann und verlor bisweilen. Der Verlust war immer stärker als der Gewinn. Meinen Gehalt, der ansehnlich war, fraß der Spieltisch. Meines Vaters Uhr, die er mir schickte, als ich nach Augsburg zog, setzte ich gegen 5 Dukaten auf ein Kartenblatt und verlor sie.

Gl. Du armer Landsmann!

M. Ja wohl arm! Das ist aber noch nicht alles. Nun mußte ich reisen und Geld für das Handlungshaus, in welchem ich als Diener stand, eintreiben. Ich brachte über 6000 Gulden, theils baar, theils in Wechseln zusammen. Mit diesem Schatze kam ich in Nürnberg an, und packte die Wechsel zusammen, um sie den andern Tag auf die Post zu geben. Aber ach! da fand ich etliche junge Leute, die wohl mochten gemerkt haben, daß mein Felleisen gut gespickt wäre, und sich mit einander vereinigt hatten, es mir abzunehmen. Hätten sie mich als Räuber angefallen, so würde ich mich meiner Haut gewehrt haben, denn ich hatte ein Paar scharf geladene Pistolen, und einen gut geschliffenen Hirschfänger bei mir. Sie fingen die Sache aber listiger an, sie luden mich ein, mit ihnen

zu speisen, und ich nahm die Einladung an. Bei Tische tranken sie mir stark zu, und am Schlusse der Mahlzeit ließen sie noch ein Paar Bouteillen Champagner bringen, die wir auch ausleerten. Dadurch bekam ich wenigstens einen halben Rausch. Jetzt fingen sie an zu spielen.

Gl. Nun merke ich, wo die Sache hinaus will.

M. Du kannst es leicht merken. Sobald ich die Karte erblickte, konnte ich nicht länger halten, ich zog meinen Beutel heraus und spielte mit In der ersten halben Stunde spielte ich mit abwechselndem Glück. Bald aber war das Verlieren bei mir an der Tagesordnung. Mein Beutel war bald leer. Die Begierde, das Verlorene wieder zu gewinnen, verleitete mich, mein Felleisen anzugreifen. Eine Rolle Geld nach der andern wurde mir abgenommen — mein Felleisen wurde ausgeleert. Jetzt stand ich wie ein Verzweifelnder da. Ich begriff, daß ich meinem Herrn nicht wieder unter die Augen kommen dürfe, da ich sein Geld verspielt hatte — ich wagte also das Aeußerste. In der Hoffnung, mein Geld wieder zu gewinnen, holte ich auch meines Herrn Wechsel bei, setzte sie auf's Spiel und verlor sie. Ich setzte mein Pferd auf eine Karte und verlor es; — meine geladenen Pistolen, meinen Hirschfänger, alles verlor ich. Stelle dir, lieber Landsmann, vor, wie mir jetzt zu Muthe war. Ich ging wie ein Wahnsinniger auf mein Zimmer und warf mich auf das Bette, um zu schlafen. Da war aber an keinen Schlaf zu denken. Ich sprang auf, um mich zu erschießen, aber meine Pistolen waren fort; ich wollte mich erstechen — hatte aber keinen Hirschfänger mehr; zum Abschneiden der Kehle fehlte mir das Messer, zum Erhängen der Strick, zum Ersäufen das Wasser, und zum Vergiften Arsenicum.

Barmherziger Gott! ich danke dir, daß du mich vor dem Gedanken bewahret hast, mich zum Fenster hinabzustürzen. Denn hätte ich diesen Einfall gehabt, ich hätte es gewiß gethan. Indeß nahm ich mir fest vor, mit Tagesanbruch in das tiefste Wasser zu gehen.

Kaum grauete der Himmel, so schlich ich mich fort, um meinen Vorsatz auszuführen. Denn wie konnte ich anders? Ich hatte ja nicht einmal so viel Geld, als nöthig war, meine Zeche zu bezahlen. Aber der liebe Gott, den ich verlassen hatte, verließ mich nicht. Eben als ich zur Hausthür hinausgehen wollte, zog auch ein Werber, mit ein Dutzend Rekruten aus. „Wo geht die Reise hin?“ fragte ich. „Nach Amerika,“ war die Antwort, „will Er mit?“ „Wie stark ist das Handgeld?“ erwiederte ich. „Vier Dukaten,“ sagte der Werber. Ich schlug ein, nahm das Handgeld an, bezahlte meine Zeche, und zog mit dem Werber fort. Sieh, so bin ich nach Amerika gekommen.

Ich habe auf meiner Reise vieles Ungemach ausgestanden, auch mein Matrosendienst ist mit vieler Beschwerde verknüpft; dieses alles, und noch weit mehr wollte ich aushalten, wenn ich nur ein ruhiges Gewissen hätte.

Das böse Gewissen verfolgt mich auf mein Lager und schreckt mich mit ängstlichen Träumen. Oft wenn ich am besten ruhe, so erscheinen mir meine Eltern — todtenblaß — und ringen die Hände, oder mein Herr steht vor mir und macht mir Vorwürfe. Da fahre ich denn zusammen, richte mich in die Höhe — weg ist der Schlaf.

„Ach Landsmann! Landsmann! (hier faßte er Glaskopfs Hand und schüttelte sie herzlich) Landsmann! was du thust — hüte dich vor dem Spiele. In einem unglück-

lichen Abende kann man dadurch zum Bettler und zum Schelme werden!“

Gl. Gib dich zufrieden, lieber Landsmann! sieh, ich habe sonst auch ein wüstes Leben geführt und meines Vaters Vermögen fast ganz verspielt, oder auf andere Art verthan; aber ich habe mich gebessert, und da hat mir der liebe Gott vergeben.

M. Gebessert habe ich mich auch und werde gewiß nie wieder eine Karte anrühren. Daß mir Gott vergeben habe, glaube ich auch. Aber — Landsmann! Landsmann! so lange ich das Böse, was ich stiftete, nicht wieder gut machen kann, so lange habe ich keine Ruhe, und wie will ich dieß möglich machen?

Gl. Bei dem Regimente, unter dem ich stand, hatten wir einen Feldprediger, der pflegte immer zu sagen: durch Nachdenken könne der Mensch fast alles möglich machen. Ich verstand ihn nicht, war auch mein Tage nicht zum Nachdenken gewöhnt worden. Da mich aber der liebe Gott aus der menschlichen Gesellschaft heraus wies, und mich meine Sünden in einer Einöde abbüßen ließ, da brachte mich die Noth zum Nachdenken, und ich habe dadurch gar vieles möglich gemacht, was mir sonst unmöglich schien. Versuch' es doch und denke auch nach!

M. Glaubst du denn nicht, daß ich dieß gethan habe? indeß sollst du es mir nicht umsonst gesagt haben. Ich sehe wohl, daß es kein anderes Mittel gibt, mir zu helfen, als das Nachdenken. Ich will also damit fortfahren — Gott wird es segnen — er kennt mein Herz — er weiß, daß ich kein böser — daß ich nur ein verirrter und betrogener Mensch bin.

Von der Sprachverwirrung.

Jetzt mußten die Landsleute sich trennen, weil sie zur Arbeit abgerufen wurden. So oft sie aber in der Folge abkommen konnten, setzten sie sich wieder zusammen, plauderten deutsch, und versprachen einander, daß sie immer gute Menschen sein wollten.

Glaskopf hatte über den gefundenen Landsmann eine so herzliche Freude, daß er sich um seinen Heinrich wenig oder gar nicht bekümmerte. Dieser befand sich immer unter den Amerikanern, und der Befehlshaber des Schiffes ließ ihn fast nicht von sich und hatte beständig seinen Spaß mit ihm. Da nun die Amerikaner blos englisch sprachen, und sie weit gesprächiger waren als Glaskopf, so vergaß Heinrich sein bischen Deutsch fast ganz und fing an Englisch zu schnattern. Als ihn daher Glaskopf einmal auf dem Verdecke fand, und ihn fragte: „wie geht es, Heinrich?" so antwortete dieser „very well." Dieß war Glaskopfen nun gar nicht recht. Er suchte ihn daher mehr um sich zu haben, und ihn in der deutschen Sprache zu üben. Es half aber wenig. Sobald Glaskopf den Rücken wendete, war sein Heinrich wieder unter den Amerikanern, und er lernte auf diese Weise eine Sprache, die nicht Deutsch und nicht Englisch, sondern ein Gemisch von beiden war. An Heinrich Wurzels Beispiel läßt es sich recht deutlich sehen, wie es möglich war, daß so vielerlei Sprachen entstanden. Wenn nämlich Leute aus einem fremden Lande sich in einem andern niederließen, so mußten sie die Landessprache verstehen und sprechen lernen, und die Landeseinwohner wurden wieder genöthigt, sich mit der Sprache

der Fremden einigermaßen bekannt zu machen. Ein Theil nahm von dem andern in seine Sprache etwas auf. Nun heiratheten sie unter einander und bekamen Kinder, mit denen die Mutter in ihrer und der Vater in seiner Sprache redete. Beide Sprachen vermischten dann die Kinder unter einander und bildeten so eine ganz neue Sprache. Daher findet man weder in England, noch in Spanien, weder in Portugal, noch in Frankreich, noch in Italien die alte reine Landessprache mehr, sondern eine ganz neue, die aus der Mischung mit den Sprachen der Völker entstand, die diese Länder eroberten. So viel von Heinrich Wurzel.

Die beiden Freunde fanden ein Unterkommen.

Um auf den deutschen Matrosen wieder zurück zu kommen, der eigentlich Franz Hollunder hieß, so hatte sich dieser hinter die Ohren geschrieben, was ihm Glaskopf vom Nachdenken gesagt hatte, und ein Langes und ein Breites darüber nachgedacht, wie er seine Ehre retten, seine Eltern beruhigen, und dem Kaufmanne den Schaden ersetzen wolle, den er ihm zugefügt hatte.

Als er daher eines Tages Glaskopfen einen guten Morgen bot, fiel er ihm zugleich um den Hals und drückte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, daß er sich durch Nachdenken zu helfen suchen möge, die Hand. „Ich habe,“ sagte er, „lieber Landsmann! deinen Rath befolgt und nachgedacht, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, durch welches ich meine Ehre retten, mein Gewissen und meine Eltern beruhigen, und dem Kaufmanne

in Augsburg den Schaden ersetzen kann, den ich ihm zugefügt habe."

„Darf ich dieses Mittel nicht wissen?" fragte Glaskopf; „das versteht sich," antwortete Hollunder. „So lange wir jedoch auf dem Schiffe sind, ist davon weiter kein Gebrauch zu machen. Sobald wir uns aber wieder auf festem Lande befinden, will ich meine Operation anfangen, und da sollst du alles erfahren."

Nach drei Wochen wurde beider Wunsch erfüllt; sie erreichten das feste Land von Amerika und landeten in der Provinz Newyork. Die Mannschaft wurde ausgeschifft, und jeder Matrose konnte nun gehen, wohin er wollte. Glaskopf drückte dem Befehlshaber des Schiffs herzlich die Hand, und dankte ihm für alle die Güte, die er ihm erzeigt hatte. Dann sagte er zu seinem Heinrich: „danke dem guten Herrn für das Gute, das er dir gethan hat! da gab er ihm die Hand und sagte: „Ich danke you, lieber sir!" Der Befehlshaber sowohl als Glaskopf mußte über diese Sprachverwirrung lachen.

Nun nahmen Glaskopf und Hollunder ihre Habseligkeiten, und Wurzel nahm seinen Todtenkopf, begaben sich damit an das Land, und konnten nun gehen, wohin sie wollten.

Wohin sie aber gehen sollten? das wußten sie nicht. Glaskopf, der in seiner Einöde mit Gott war bekannt geworden, seufzte im Stillen zu ihm: „Lieber Vater! du hast mich nicht verlassen, da ich aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen war — verlaß mich auch nun nicht, da du mein Gebet erhöret und mich wieder unter Menschen gebracht hast! Ich habe Niemanden, auf den ich mich verlassen kann, als dich." Wirklich verließ ihn Gott nicht.

Da er ungefähr eine Viertelstunde da gestanden hatte, trat aus der Menge, die sich versammelt hatte, um die Schiffsmannschaft zu sehen, und die sich besonders um Heinrich Wurzeln drängte, und seine Kleidung von Vogelfellen bewunderte, ein Mann hervor und fragte: „befindet sich hier kein Deutscher?"

„Hier! hier!" antworteten Glaskopf und Hollunder. „Ist einer von euch," fragte der Mann weiter, „ein Gerber?"

„Ich bin ein Gerber," antwortete Glaskopf.

„Willst du," fragte der Mann weiter, „bei mir Arbeit nehmen? ich bin auch ein Gerber, und wenn du ein ehrlicher, fleißiger Bursche bist, werde ich dich gut bezahlen."

„Herzlich gern," sagte Glaskopf; „Sie sollen gewiß finden, daß ich ehrlich und fleißig bin, aber —"

M. Nun?

Gl. Aber wenn ich bei Ihnen arbeiten soll, so müssen Sie diesen kleinen Kostgänger mitnehmen, indem er auf Heinrich Wurzeln wies.

M. Was soll ich denn mit diesem thun? und was für einen Schädel hat denn der närrische Junge unter dem Arme?

Gl. Es ist seines Vaters Schädel, der mit ihm auf eine wüste Insel verschlagen wurde, und da starb. Der verlaßne Sohn blieb bei dem Leichname seines Vaters und da der Schädel abgefault war, nahm er ihn unter den Arm und ließ ihn nicht wieder von sich. So habe ich diesen armen Jungen gefunden, und kann nicht wieder von ihm lassen. Ich bin jetzt sein Vater, und wo der Vater bleibt, bleibt auch der Sohn.

M. Aber zum Kuckkuck! was soll ich denn mit dem Jungen anfangen? ich soll ihn füttern, wer bezahlt denn für ihn das Kostgeld?

Gl. Wie viel Kostgeld verlangen Sie denn für ihn?

M. Wenigstens sechs Dukaten jährlich.

Gl. Die werde ich Ihnen zahlen.

M. So kommt denn mit mir!

Was wurde es denn aber aus Herrn Hollundern? — „Lieber Herr Gerber!" sagte dieser, „können Sie mich denn nicht auch brauchen?

G. Was hast du denn gelernt?

H. Die Kaufmannschaft. Ich könnte Ihr Leder vertreiben, und ich glaube, Sie würden dabei etwas Ansehnliches gewinnen.

G. Hm! Das Ding läßt sich hören. Bist du denn aber auch ein ehrlicher Bursch? Denn in meinem Hause muß alles ehrlich zugehen.

H. Das ist eine besondere Frage. Wenn ich ein Schelm wäre, so würde ich ja doch sagen, ich wäre ehrlich. Stellen Sie mich auf die Probe!

G. Das werde ich thun. Jetzt kommt mit mir, lieben Landsleute! in mein Haus.

Sie gingen mit ihm, und der Gerber freuete sich so sehr Landsleute gefunden zu haben, daß seine Frau sogleich eine Mahlzeit anrichten mußte, zu welcher er noch einen andern Deutschen einladen ließ, der in seiner Nachbarschaft wohnte.

Ein unverhofftes Wiedersehen.

Als die Mahlzeit angerichtet war, konnten sie sich noch nicht sogleich setzen, weil der Deutsche, den der Gerber eingeladen hatte, noch nicht da war. „Wie heißt denn dieser Deutsche?“ fragte Glaskopf.

G. Der Henker mag den Namen merken. Ich habe ihn wohl fünfzigmal ausgesprochen, aber immer vergesse ich ihn wieder. Glaskopf, Hollunder, Wurzel, das sind doch christliche Namen, die man merken kann; aber — der Name — der will mir nicht in den Kopf.

Jetzt trat der Deutsche selbst herein.

„Um Vergebung, Herr Landsmann!“ sagte der Gerber, „ich habe Ihren Namen schon wieder vergessen. Wie heißen Sie eigentlich?“

„Alcor,“ war die Antwort.

„Alcor?“ rief Glaskopf aus. „Willkommen, Herr Feldprediger Alcor! in Amerika! Kennen Sie mich noch?“

A. Ihn? Gesehen habe ich Ihn wohl, aber — ist Er nicht Heinrich Glaskopf?

Gl. Heinrich Glaskopf, mit dem Sie es immer so gut meinten, dem Sie immer so viele gute Lehren gaben, und der Ihnen so vielen Verdruß machte.

A. Wahr ist es freilich.

Gl. Aber — glauben Sie mir, Herr Feldprediger! ich bin der alte Glaskopf nicht mehr. Was Sie nicht möglich machen konnten, das hat der liebe Gott möglich zu machen gewußt. Dieser hat mich recht herum genommen. Ich habe ihn kennen lernen, und ihm versprochen, daß ich mein Lebelang ein guter Mensch sein will.

A. Halte Er nur sein Wort!

Gl. Dießmal halte ich es gewiß.

„Unser Essen wird kalt, lieben Landsleute," sagte der Gerber, „setzt euch und nehmt vorlieb mit dem, was der liebe Gott bescheert hat, und du, liebe Frau! bring vier Flaschen von dem Johannisberger, den mir mein Bruder geschickt hat. Wir wollen heute auf das Wohl des deutschen Vaterlands trinken. Denn Deutschland bleibt doch Deutschland."

Die Mahlzeit wurde verzehrt, und mit dem Johannisberger wurden viele Gesundheiten auf deutsche Freiheit, deutschen Biedersinn u. dgl. ausgebracht. Aller Herzen wurden guter Dinge.

Herr Alcor ließ während der Mahlzeit seinen ehemaligen Zögling Glaskopf nicht aus den Augen, und beobachtete genau, wie er sich bei dem Trinken benahm. Vier Gläschen leerte er ohne Weigerung aus, bei dem fünften ließ er sich nöthigen, bei dem sechsten aber sagte er: „nun keinen Tropfen mehr! man darf des Guten nicht zu viel thun."

Der Herr Feldprediger war damit wohl zufrieden, und noch zufriedener wurde er, als Glaskopf ihm seine Geschichte erzählte, und er dadurch überzeugt wurde, daß er nun wirklich gebessert sei. Er gab ihm noch allerlei gute Lehren, und fing dann auch an zu erzählen, wie es ihm gegangen sei. Nachdem er auf der See mancherlei ausgestanden hatte, kam er endlich mit dem größten Theile seines Regiments (denn einige davon waren an der Seekrankheit gestorben, und ein Schiff war mit 150 Mann untergegangen) glücklich in Amerika an. Hier konnte er nur zweimal mit seinen Leuten Gottesdienst halten; bald nach dem andern Male wurden sie befehligt, eine Anhöhe zu

besetzen. Da aber die Amerikaner Wind davon bekommen hatten, so paßten sie ihnen auf, umzingelten sie, und nahmen sie nach einer kurzen Gegenwehr gefangen. Herr Alcor wurde also auch ein Kriegsgefangener. „Das war," sagte er, „für mich freilich ein hartes Schicksal; allein da ich schon lange gewohnt war, alle meine Schicksale als gütige Fügungen meines himmlischen Vaters zu betrachten, so fand ich mich bald darein, und nun muß ich mit gerührtem Herzen Gott danken, daß er mich so gut geführt hat. Die Amerikaner haben mich wie ihren Freund behandelt. Sie ertheilten mir die Freiheit, ihr Land zu durchreisen, und wie vieles habe ich da gelernt, das ich nie würde gelernt haben, wenn mich Gott nicht in die Gefangenschaft hätte gerathen lassen! Wie manche nützliche Pflanzen bemerkte ich, von denen ich Samen mit in mein Vaterland nehmen, und sie dort anbauen werde. Wie viele Pflanzen lernte ich kennen, die in Deutschland nicht wachsen, und die ich getrocknet habe, und zum Andenken an Amerika mit nach Deutschland nehmen werde. In den Hütten der Naturmenschen, die ich besuchte, lernte ich manche Kunstgriffe, wie man die Erzeugnisse der Natur benutzen, und durch einfache Mittel sich mehr Bequemlichkeit schaffen könne, und manchen Freund habe ich mir gemacht, mit dem ich einen nützlichen Briefwechsel werde unterhalten können. Da nun jetzt der Friede mit Amerika geschlossen ist, und ich wieder in mein Vaterland zurückkehren darf, kann ich mit gerührtem Herzen sagen: der Herr hat alles wohl gemacht!

„Um Vergebung," fragte Hollunder, „werden Sie bald in das Vaterland abreisen?"

A. Uebermorgen gedenke ich von hier abzugehen, werde

zu Lande nach Boston reisen, und mich dort mit meinen Leuten einschiffen.

H. Wollten Sie wohl die Güte haben, und ein Paar Briefe von mir mit in mein deutsches Vaterland nehmen?

A. Mit Vergnügen.

Gl. Auch von mir?

A. Herzlich gern.

Jetzt nahm er von der Gesellschaft Abschied, gab Glaskopfen noch einige gute Ermahnungen und dankte dem Gerber herzlich für die vielen Gefälligkeiten, die er ihm während seiner Gefangenschaft erwiesen hatte.

Für die übrigen Landsleute ließ der gefällige Wirth eine Streue machen, auf welche sich die beiden Erwachsenen legten; Heinrich mußte aber darauf gelegt werden, weil er schon seit ein Paar Stunden eingeschlafen war, und so fest schlief, daß er nicht einmal daran dachte, seines Vaters Schädel mitzunehmen.

Kaum erwachte er den andern Tag, so sah er sich nach dem Schädel um, und da er ihn nicht fand, rief er wehmüthig: Vater! Vater!

Glaskopf sprang sogleich auf, brachte ihm den geliebten Schädel, und nun war er vollkommen beruhigt.

Es werden Handelsspekulationen gemacht und Briefe geschrieben.

Bald darauf trat der Gerber in die Stube, bot seinen Landsleuten einen guten Morgen, und sagte dann: „nun Landsleute! wollen wir ein Paar Stunden mit einander arbeiten, da schmeckt hernach das Frühstück desto besser.“

Glaskopf war sogleich dazu bereit, Hollunder aber entschuldigte sich, und sagte: „Sie wissen, lieber Meister, daß ich Ihre Profession nicht gelernt habe, und Ihnen also auch bei Ihrer Arbeit nicht beistehen kann. Ich kann Ihnen nur als Kaufmann dienen, und dieß geht nicht sogleich. Ich muß erst die Landesart kennen lernen und mir Bekanntschaften machen.“

„Gut! gut!“ versetzte der Gerber. „Mach' Er aber nur nicht zu lange; bei mir muß alles frisch gehen.“

Glaskopf griff die Arbeit frisch an, so daß ihn sein Meister ein paarmal auf die Schulter klopfte und sagte: „so ist es brav, so habe ich es gern.“

Hollunder schlich sich indessen in dem Waarenlager des Gerbers herum, ließ sich die Preise von seinem Leder sagen, trug sie in seine Schreibtafel ein, und da er einen großen Vorrath von Ochsenhäuten erblickte, fragte er, woher er diese bekäme?

Von unsern Landleuten, antwortete der Gerber. Die Ochsen leben in unseren Wäldern wild, unsere Leute machen auf sie Jagd, und wenn sie welche erlegen, so ziehen sie ihnen die Häute ab und bringen sie mir. Sie bringen mir so viele, daß es mir nicht möglich ist, sie alle zu verarbeiten.

Hollunder erkundigte sich nach dem Einkaufpreise, und da er fand, daß dieser sehr gering war, legte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase, dachte nach, und ersann bald ein Plänchen, wie er aus diesen Ochsenhäuten großen Vortheil ziehen wolle.

Nun bat er sich vom Gerber Schreibmaterialien aus, um nach Europa einige Briefe schreiben zu können.

Dieser runzelte die Stirn; da ihm aber Hollunder versicherte, daß er seiner Waare keinen Absatz verschaffen könnte, wenn er nicht durch Briefe sich Verbindungen zu verschaffen suche, so verlor sich die Runzel, und er brachte ihm nicht nur Feder und Dinte, sondern auch Papier und Siegellack.

Hollunder setzte sich und schrieb, zuerst an seine Eltern, dann an seinen ehemaligen Freund Lerche, der in Amsterdam eine Handlung angefangen hatte, und endlich an seinen ehemaligen Kaufherrn in Augsburg.

Der Brief an seine Eltern lautete folgendermaßen:

Meine herzlich geliebten Eltern!

Der Gram, Euch Schande gemacht zu haben, hat mich beinahe getödtet. Ich habe ihn aber überwunden und lebe noch. Wäre ich ein Betrüger, ein Bösewicht, so würdet Ihr vielleicht wünschen, ich möchte nicht mehr leben. Ich kann Euch aber versichern, daß ich es nicht bin. Ich denke, guter Vater! noch immer an die Lehre, die Du mir gabst, als ich mich von Dir trennte. Ich habe noch Gott vor Augen und im Herzen und hüte mich, daß ich in keine Sünde willige, noch thue wider Gottes Gebot. Der schlechte Streich, den ich meinem Herrn spielte, war die Folge eines unglücklichen Abends, an welchem ich mich

durch Betrüger zum Spiele verleiten ließ. Ich werde Euer Angesicht nicht wieder sehen, bis ich meinem Herrn den ihm zugefügten Verlust bis zum letzten Pfennig ersetzt habe. Dazu mache ich schon jetzt ernstliche Anstalten. Bittet Gott, daß er mir zu meinem Vorhaben seinen Segen geben möge. Ich bin bis in den Tod

Euer

dankbarer Sohn

Fr. Hollunder.

In dem Briefe an seinen Freund Lerche that er diesem den Vorschlag, daß er ihm amerikanische Ochsenhäute zuschicken wolle, wogegen er von ihm Leinwand erwarte.

Den Kaufmann in Augsburg versicherte er auch, daß er kein schlechter Mensch sei, daß er durch Spiel, zu welchem ihn betrügerische Leute verleitet hätten, das ihm anvertraute Geld verloren habe, und nicht eher ruhen würde, bis er ihm den verursachten Verlust bis auf den letzten Heller ersetzt habe.

Nachdem er diese Briefe geendigt hatte, zog er Glaskopfen auf die Seite, las ihm den ersten und letzten vor und sagte: „sieh, lieber Freund! so habe ich durch Nachdenken doch ein Mittel gefunden, meine Eltern und den Kaufmann zu beruhigen, und meinen ehrlichen Namen zu retten. Nun bin ich schon ruhiger, und denke nur auf Mittel, den Kaufmann zu bezahlen. Wenn ich nur etwas Geld in Händen hätte, so wüßte ich wohl, was ich thun wollte.“

Gl. Was denn?

H. Ich wollte Ochsenhäute einkaufen, sie nach Holland schicken, Leinwand dafür eintauschen, und diese hier zu

Lande verkaufen. Bei diesem Handel getraue ich mir etwas Beträchtliches zu gewinnen, das ich zur Bezahlung des Kaufmanns anwenden könnte.

Er sprach noch weiter, aber Glaskopf hörte nicht mehr auf ihn, sondern hatte seine Gedanken ganz wo anders. Am Ende fragte ihn Hollunder: „und Freund! was sagst du denn dazu?"

Glaskopf steckte die rechte Hand in die Hosentasche, zog sie dann wieder heraus und antwortete: „was ich dazu sagen soll? daß freilich mit leerer Hand nichts anzufangen sei; aber nun, da sie (indem er ihm einen Beutel voll Dukaten in die Hand drückte) gefüllt ist, wirst du nun etwas anfangen können?"

Hollunder fuhr zusammen, da er den schweren Beutel in seiner Hand fühlte, öffnete ihn, und da er sah, daß er mit Dukaten gefüllt war, fragte er erstaunt: „Landsmann! wie kommst du zu dem Gelde?"

Gl. Es gehöret nicht mir, sondern Heinrich Wurzeln, weil ich aber sehe, daß du ein ehrlicher Bursche bist, und mit diesem Gelde dein Glück machen kannst, so will ich es dir vorstrecken. Gib mir nur eine Handschrift darüber, und zahle mir davon 4 Procent Interesse, daß ich davon das Kostgeld für den kleinen Heinrich bezahlen kann.

Hollunder fiel ihm um den Hals. „Landsmann!" sagte er, „du rettest meine Ehre und mein Leben. Mit Freuden will ich dir eine Handschrift über das Geld geben, will 4 Procent dafür zahlen, und dir zeigen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin."

Das Geld wurde nun durchgezählt und Glaskopf nahm 4 Dukaten davon zu sich, Heinrichen davon kleiden, und für ihn auf ein Vierteljahr Kostgeld bezahlen zu können.

Hollunder fertigte seine Handschrift aus, übergab sie Glaskopfen und fragte ihn: „wann schreibst du denn?“

„Diesen Abend,“ war die Antwort.

Nach Tische setzte er sich auch wirklich an den Tisch, legte einen halben Bogen Papier vor sich, nahm die Feder in die Hand, tunkte sie in das Dintenfaß, kauete daran, legte sie wieder hin, und — schrieb nichts.

Was soll ich, dachte er bei sich selbst, meinem Vater schreiben? ihm danken für die gute Erziehung? das kann ich nicht, denn er hat mich sehr schlecht erzogen. Soll ich mit ihm deßwegen zanken? das läßt doch auch die kindliche Liebe nicht zu. Endlich, da er die Feder fast ganz zerkauet hatte, faßte er sie und schrieb, wie folgt:

Lieber Vater!

Gräme Dich nur nicht um mich, denn ich lebe noch und es geht mir wohl. Ich stehe in der Provinz Newyork bei einem Gerber in Arbeit und habe vollauf zu thun, aber auch satt zu essen und zu trinken, und bekomme einen guten Wochenlohn. Es ist gut, daß mich der liebe Gott unter die Soldaten kommen ließ. Da wurde ich doch vom Müssiggange abgebracht, und zur Arbeit gewöhnt. Ach Müssiggang lehrte viel Böses. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Nun lebe recht wohl! Ich bin

Dein

treuer Sohn

Heinrich Glaskopf.

Den folgenden Tag wurden sämmtliche Briefe dem Herrn Feldprediger übergeben, der sie alle richtig zu bestellen versprach, und sie auch wirklich bestellte, bis auf den Brief an Meister Glaskopfen. Dieser war verschwun-

den, weil er in Konkurs gerathen, und sein Haus nebst allen Habseligkeiten verkauft worden war.

Bei dem Abschiede vom Feldprediger bestellte Glaskopf noch ein schön Kompliment an den Herrn Hauptmann Benetnasch, welches auch ausgerichtet wurde.

Glaskopf ging nun wieder an seine Arbeit, Hollunder aber steckte einige Proben von des Gerbers Leder zu sich, und reiste aus, um demselben Absatz zu verschaffen.

Eine wichtige Entdeckung.

Bei Tische lobte der Gerber Glaskopfen wegen seines Fleißes, ermahnete ihn, darin fortzufahren, und versicherte, daß es sein Schade nicht sein würde. Dann bezahlte Glaskopf einen Dukaten Kostgeld für Heinrichen, den der Gerber mit einem sanften Lächeln einstrich. Denn, unter uns gesagt, obgleich der Gerber ein sehr fleißiger und ehrlicher Mann war, so hatte er das Geld gewaltig lieb.

Dann kam die Rede auf Heinrichen. Weil die Motten in seine Kleidung gerathen waren, so fiel ihm eine Feder nach der andern aus, und er sah am Ende aus wie eine Henne, die in der Mauser ist. Die Frau Gerberin äußerte, daß sie ihn neu kleiden wolle, wenn Glaskopf dafür Zahlung leisten wolle. Dieser versprach es zu thun.

Endlich fragte Glaskopf, ob nicht in der Nähe ein Uhrmacher sei, der seine Uhr wieder in Gang bringen könne?

„Einen Uhrmacher," antwortete der Gerber, „habe ich in der Nähe nicht. Ich bin aber selbst ein halber Uhrmacher.

Wenn deine Uhr keinen Hauptfehler hat, so getraue ich mir schon zu, ihr zu helfen. Zeige sie mir.

Der Gerber machte sie auf und sagte: „ich denke, dem Werke wird zu helfen sein. Wenn ich es aus einander nehme und frisch in Oel setze, so denke ich, soll es wieder gehen. Dann soll dich der ganze Spaß nicht mehr als einen halben Dollar kosten. Willst du mir diesen geben?

Gl. Gern. Wenn ich ihn auch nicht baar habe, so will ich mir ihn von meinem Wochenlohne abziehen lassen.

Jetzt wollte der Meister die Uhr zurückgeben, da fiel ihm das daran befindliche Petschaft in die Augen. Er besah es auch, aber da hätte man die Augen sehen sollen, die er dazu machte. Ohne ein Wort zu reden, ging er zu seinem Wandschränkchen, holte ein Paar Briefe heraus, und sagte seiner Frau, sie möchte ein Licht bringen. Sobald das Licht da war, nahm er eine Stange Siegellack und drückte das Petschaft auf einem Papiere ab, dann verglich er den Abdruck mit dem Siegel, das auf seinen Briefen war, und fuhr heftig heraus. „Weiß der liebe Gott, das ist es. Glaskopf! wie bist du zu der Uhr gekommen? aber schenke reinen Wein ein!“

„Den kann ich wohl einschenken. Ich bin dazu gekommen, wie ich zu Wurzeln gekommen bin. Ich habe sie in dem Lande gefunden, in welchem ich als Einsiedler lebte. Sie lag neben dem Gebeine von Wurzels Vater, und hat ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gehört. Ich habe sie auch gar nicht für mich behalten, sondern für Wurzeln aufbewahren wollen.

G. Hast du sonst nichts bei ihm gefunden?

Gl. Eine Schreibtafel.

G. Zeige sie mir geschwind.

Gl. Hier ist sie.

G. Du hast ja alles ausgelöscht. Doch nein, hier steht noch etwas. Den 14. November einem Matrosen einen Gulden. 15. November für Portwein zwei Dukaten. Ja! ja! das ist seine Hand! Die Thränen liefen ihm über die Backen, als er dieß sagte, und ohne ein Wort weiter zu erklären, ging er fort und suchte den Herrn Feldprediger Alkor auf, der eben im Begriffe war, sich zur Abreise

ertig zu machen. Diesem trug er den Casus vor und sagte: „wenn ihn Glaskopf nur nicht gar todt geschlagen hat!“

Der Feldprediger ging die Briefe durch, die der Verstorbene geschrieben hatte, und bewies daraus, daß er ein Paar Jahre vor Glaskopfen abgereiset sei, daß ihn also dieser auf der Reise nicht könne umgebracht haben.

G. Aber vielleicht auf der wüsten Insel, wo er ihn allein fand.

F. Sollte dieß Glaskopf gethan haben? Ich dächte, da hätte er das Kind auch umgebracht. Und ist's nicht wahr, der Knabe kann kein Deutsch?

G. Wenig. Glaskopf gibt vor, da er ihn gefunden, hätte er kein deutsches Wort gewußt, als das Wort Vater.

F. Dieß beweist Glaskopfs Unschuld. Hätte er den Knaben gleich nach seines Vaters Tode zu sich genommen, so würde er seine Muttersprache noch gesprochen, und sie bei Glaskopfen nicht verlernt haben. Weil der Knabe aber das Deutsche ganz verlernt hat, so ist es außer Zweifel, daß er eine Zeit lang ganz allein nach des Vaters Tode in der Wildniß gelebt hat.

G. Ich danke Ihnen, lieber Feldprediger! tausendmal für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen. Hätte ich den geringsten Verdacht gehabt, daß Glaskopf meines Bruders Mörder sei, so dürfte er keine Stunde länger in meinem Hause bleiben. Leben Sie recht wohl!

Jetzt eilete er nach Hause, wo er Glaskopfen schon wieder bei der Arbeit antraf. So ungern er ihn in derselben unterbrach, so konnte er doch nicht länger warten, ihm das Geheimniß zu entdecken, das ihm beinahe das Herz abgestoßen hatte. Er rief ihn also zu sich auf die Stube und sagte: „weißt du wohl, wer der Mann gewesen ist, dessen Gebeine du in einer Höhle fandest?“

Gl. Wer anders als Wurzels Vater?

G. Der war er freilich, er war aber auch mein Bruder.

Gl. Ist es möglich?

G. Ei, das wollte ich meinen. Siehst du diesen Ab-

druck von dem Petschaft, das an der Uhr hängt? ist er nicht dem Siegel, das auf diesen Briefen ist, vollkommen gleich?

Gl. Vollkommen!

G. Mein Bruder hieß Christian Grünspecht. Siehst du an seinem Petschafte den Grünspecht, wie er am Baume hinauf läuft? siehst du die Buchstaben C. G.

Gl. Alles richtig.

G. Er war Apotheker in der Pfalz. Da ihm aber seine Frau gestorben war, und er sich deßwegen weit von seinem Hause weg wünschte, so schrieb ich ihm, er solle seine Sachen zu Gelde machen, eine Apotheke in hiesigem Orte anlegen, und seinen Ludwig, so heißt Heinrich Wurzel eigentlich, mir abtreten, da ich keine Kinder habe, und der liebe Gott mich mit Vermögen gesegnet hat. In diesen Briefen meldet er mir nun erst, daß er abreisen wolle, und ein Faß Johannisberger an mich abgeschickt habe. Das ist eben der Johannisberger, von dem wir tranken. Hernach meldete er mir, daß er wirklich abgereiset sei. Ach wie lange habe ich ihn erwartet! und nun bekomme ich von ihm nichts als seinen Schädel und seine Uhr!

Gl. Doch auch seinen Sohn.

G. Das ist freilich wahr. Dieser ist nun mein Sohn. Dir, lieber Glaskopf, danke ich tausendmal, daß du dich des armen Jungen angenommen hast. Hier hast du deinen Dukaten wieder. Für seine Kleidung hast du auch nicht weiter zu sorgen. Jetzt gehe wieder an deine Arbeit!

Nun wurde der ehemalige Heinrich Wurzel, und nunmehrige Ludwig Grünspecht, nebst der Frau Grünspechtin hereingerufen. Der erstere hatte, wie gewöhnlich, seines Vaters Schädel unter dem Arme. Meister Grünspecht nahm ihn weg, wies ihn seiner Frau, und fragte: „weißt du wohl, von wem dieser Schädel ist?“ — Von meinem Bruder Christian, und dieser Heinrich Wurzel ist sein Sohn Ludwig.

Dann nahm er den Kleinen auf seinen Schooß, küßte ihn herzlich, weinte dazu, und sagte: „du sollst nun mein Sohn sein.“

Die Frau Grünspechtin war vor Erstaunen außer sich, und erkundigte sich, woher ihr Mann dies Alles wisse! da

er sie nun darüber belehret und zum Glauben gebracht hatte, nahm auch sie den Kleinen auf ihren Schooß, und versprach, daß sie ihn als Mutter behandeln wolle. Dieser wußte gar nicht, wie ihm geschah, lächelte, reichte aber die Hand nach seines Vaters Schädel, der ihm auch gegeben wurde.

Das Schluß-Kapitel.

Nun wurde Anstalt gemacht, den kleinen Grünspecht zu entfiedern. Frau Grünspecht schnitt sogleich selbst für ihn ein Paar Hemden zu, dann wurden Schneider und Schuster herbeigerufen, die ihm Rock, Weste, Beinkleider und Schuhe anmessen, und dabei versprechen mußten, daß sie alles den folgenden Tag eilf Uhr liefern wollten. Ein Paar Strümpfe wurden aus dem Kramladen geholt.

Während dieser Anordnungen arbeitete Glaskopf fleißig in seiner Werkstatt. Wenn es ihm gleich bisweilen ein wenig sauer wurde, so that er es doch mit Vergnügen. Gott, dachte er, hat dich hier angestellt, und du kannst ihm deine Dankbarkeit für das viele Gute, das er dir erzeigte, nicht besser als dadurch beweisen, daß du seinen Willen thust und fleißig arbeitest.

Da er aber Abends in sein Bette kam, fuhr ihm auf einmal ein Gedanke durch den Kopf, der ihm eine unruhige Nacht verursachte. Du hast, dachte er, das Geld von Grünspechts Bruder noch. Dieß darfst du nicht verschweigen! Zwar weiß kein Mensch etwas davon, aber Gott! du weißt es. Wie sollt ich solch groß Uebel thun und mich an dem Herrn meinem Gott versündigen! Er würde sich sogleich entschlossen haben, die Sache dem alten Grünspecht anzuzeigen, er hatte aber noch folgende Bedenklichkeit: wenn du die Sache anzeigst, dachte er, so wird dein Meister das Geld von Hollundern zurückfordern, und dann ist die Freude des armen Schelms auf einmal zu Wasser geworden. Er warf sich deßwegen einigemal im Bette hin und her; endlich kam er doch zu einem festen Entschlusse, den er auch mit Tagesanbruch ausführte. Nachdem er seinem Meister einen guten Morgen geboten hatte,

zog er ihn bei Seite, und sagte: „lieber Meister! ich habe bei dem Gerippe Ihres Bruders auch einen Beutel voll Geld gefunden, den ich für den kleinen Wurzel aufheben wollte.“

„Das hast du thun wollen? du bist doch ein ehrlicher Deutscher. Jetzt geh' an deine Arbeit, zu Mittage sollst du Bescheid haben.“

In Meister Grünspechts Kopfe begann nun ein mächtiger Kampf zwischen der Dankbarkeit gegen den ehrlichen Glaskopf und zwischen seiner eigenen Liebe zum Gelde. Endlich siegte doch die erstere. Wenn Glaskopf geschwiegen hätte, dachte er, so behielte er das Geld; nun aber, da er es anzeigt, willst du es ihm nehmen? Fi Meister Grünspecht! so darfst du nicht handeln.

Bei Tische also, zu welchem auch der Prediger des Orts, nebst ein Paar Nachbarn, eingeladen war, erschien der junge Grünspecht in seiner neuen Kleidung, in welche er sich gar nicht recht zu schicken wußte. Besonders waren ihm die Schuhe im Gehen sehr hinderlich.

Bei Tische wurde wieder Johannisberger eingeschenkt, und manche Gesundheit getrunken. Endlich nahm Meister Grünspecht ein volles Glas, öffnete den Mund und sprach: „es lebe der ehrliche, gute Glaskopf, dem wir diesen vergnügten Tag zu danken haben!“ dann ließ er den Johannisberger in den geöffneten Mund und durch die Speiseröhre sanft in den Magen hinabfließen.

Hierauf öffnete er den Mund wieder und sagte: „lieber Glaskopf! hast du einen Beutel voll Geld bei meines Bruders Gerippe gefunden?

Gl. Allerdings.

G. Für wen hast du ihn aufgehoben?

Gl. Für Heinrich Wurzeln.

G. Da hast du nicht übel daran gethan. So gib Heinrich Wurzeln den Beutel.

Glaskopf wurde ängstlich, fühlte nach seiner Hosentasche, stammelte und sagte: — ich — ich habe ihn nicht bei mir. Da brach der alte Grünspecht in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch, der ziemlich dick war, wackelte. Sei kein Kind! sagte er, der Beutel gehört allerdings Heinrich

Wurzeln. Es gibt ja aber keinen Heinrich Wurzel mehr! Dieß ist nun mein Sohn Ludwig Grünspecht, dieser macht auf den Beutel keinen Anspruch weiter. Laß mir nur die Uhr und die Schreibtafel zum Andenken an meinen Bruder! den Beutel mit Gelde überlasse ich dir.

Man stelle sich Glaskopfs Freude vor. Er stand auf, drückte seines Meisters Hand und wollte sie küssen. Dieser aber zog sie zurück und sagte: „wa! wa! wa! wozu diese Komödie! Du bist ein ehrlicher Kerl, und daß du siehst, daß ich ehrliche Leute zu schätzen weiß, so habe ich Zeug zu einem Rocke für dich bestellt; morgen kannst du dir ihn anmessen lassen.“

Für den jungen Grünspecht wurde nun ein Informator gehalten, der ihn im Lesen, Rechnen, Schreiben und dem Katechismus Lutheri Unterricht ertheilete, ihn auch mensa und amo dekliniren und konjugiren lehrete. Glaskopf — arbeitete zu seines Meisters Zufriedenheit, und wenn er da und dort etwas nicht recht wußte, so nahm er von ihm guten Rath an.

Nach vier Wochen kam auch Herr Hollunder von seiner Reise zurück und hatte Meister Grünspechts Leder so viel Absatz verschafft, daß dieser nicht genug liefern konnte. Sie wurden darüber einig, daß sie den Gewinn mit einander theilen wollten, und Herr Hollunder stand sich sehr gut dabei. Noch besser stand er sich aber bei seinem Handel mit Ochsenhäuten. Denn da profitirte er nicht nur an den Häuten, sondern auch an der Leinewand, die er dagegen erhielt. Den Gewinn, den er davon zog, wendete er nun ganz dazu an, den Kaufmann in Augsburg zu bezahlen, und hatte nach vier Jahren die große Freude, denselben bis auf den letzten Pfennig und Heller befriedigt zu haben.

Nun hatte er sein reichliches Auskommen und schloß daher ein eheliches Bündniß mit Mary Steffens, eines Kaufmanns Tochter, die er bei ihrem Vater in Boston hatte kennen lernen.

Was fangen wir nun aber mit unserm Glaskopf an? Dieser ist jetzt auch alt genug, um eine Frau nehmen zu können. Da er ein fleißiger Arbeiter ist, so wird er sie

auch ernähren können, und da er sich gebessert hat, so verdient er auch, daß er eine rechtschaffene Frau bekommt.

Sein Meister hat eine Sklavin, ihr Name ist Fanny. Wie wäre es, wenn wir ihm diese gäben? Freilich ist sie schwarz wie ein Rabe; aber Glaskopf, der schon seit einiger Zeit ein Auge auf sie geworfen hatte, wollte bemerkt haben, daß sie ein gutes Herz besäße. Sie diente ihrer Herrschaft redlich, und wenn der alte Grünspecht sie bisweilen anpolterte, so betrug sie sich dabei gelassen. Kurz, Glaskopf glaubte, daß dieß eine Frau für ihn wäre.

Er entdeckte seine Meinung erst Herrn Hollunder. Dieser zuckte zwar die Achseln, am Ende sagte er aber doch: „wenn das Mädchen ehrlich ist, und du es lieb hast, so nimm es in Gottes Namen! Es sollen in Amerika mehrere Europäer mit schwarzen Frauen glücklich leben. Du hast mir einen großen Gefallen damit gethan, daß du mir dein Geld vorstreckest. Willst du mit mir in Kompagnie handeln?" — Glaskopf nahm diesen Vorschlag mit Freuden an.

Er sprach nun seinen Meister um die Fanny an. Dieser lachte aus vollem Halse über den Antrag. Zum Kuckuck, sagte er, was willst du denn mit der Negerin machen?

Gl. Sie heirathen, lieber Meister!

G. Gibt es denn keine weißen Mädchen mehr?

Gl. Diese mag es wohl geben, aber hier zu Lande kenne ich keins, das mir gefiele. Auf die Farbe kömmt es nicht an, wenn nur das Herz gut ist.

G. Aber nun soll ich deine Frau auch ernähren?

Gl. Das ist meine Meinung gar nicht. Wenn Sie mir, lieber Meister, die Fanny geben, so will ich mich von Ihnen trennen und meine eigene Wirthschaft anfangen.

G. Geh mir aus den Augen!

Meister Grünspecht berechnete, wie vielen Vortheil ihm bisher die Fanny und Glaskopf durch ihre treuen Dienste gebracht hätten, und war darüber aufgebracht, daß er nun beide verlieren sollte. Er ging also zur Frau Grünspechtin und sagte ihr mit vieler Heftigkeit, was für dummes Zeug Glaskopf mache.

Frau Grünspechtin war der Fanny gut, und hatte daher in ihrem Herzen eine heimliche Freude, als sie ver-

nahm, daß sie einen rechtschaffenen Mann haben sollte. Vorerst stellte sie sich indeß doch an, als wenn sie auf den Verliebten böse wäre, und sagte, vielleicht läßt er sich noch zureden. Da sie aber nach ein Paar Tagen einmal merkte, daß Meister Grünspecht bei einem Gläschen Wein guter Dinge war, lenkte sie das Gespräch auf Glaskopfen, lobte seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit, und wiederholte, was er an dem jungen Grünspechtchen gethan habe! Am Ende sagte sie: ich dächte doch, lieber Mann, du wärest gegen den redlichen Burschen dankbar, und gäbst ihm die Fanny.“ Sie sagte dieß mit so viel Herzlichkeit, daß er nach einigem Wortwechsel wirklich seine Einwilligung dazu gab.

Die Hochzeit wurde bald, zwar ohne großes Gepränge, aber sehr vergnügt vollzogen. Das neue Ehepaar zog in Herrn Hollunders Haus. Glaskopf reisete im Lande umher und kaufte Ochsenhäute ein, und Herr Hollunder besorgte die Rechnung und den Briefwechsel, und beide erwarben sich ein ansehnliches Vermögen durch Fleiß und gute Wirthschaft.

Frau Glaskopf schenkte ihrem Manne drei Söhne. Von Kindheit auf hielt sie ihr Vater zur Religion an, und flößte ihnen Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott ein. Oft, wenn er unter ihnen saß, pflegte er zu sagen: „Kinder! verlaßt euch auf die Paar Thaler nicht, die eure Eltern durch ihren Fleiß sich erworben haben. Die sind sehr vergänglich, Feuer, Wasser, Krieg, Räuber können uns in Einer Nacht alles rauben, was wir in vielen Jahren mit saurer Mühe erworben haben. Das aber, was man gelernt hat, das bleibt. Und wenn Trübsal eintritt, und böse Menschen unsere Freude uns verleiden, so kann uns Geld und Gut nicht retten. Aber die Religion, lieben Kinder, die stärkt, die beruhigt, die rettet uns in allen Nöthen. Die Religion ist das Beste, was ein Vater seinen Kindern mitgeben kann.

Staatliche Bibliothek Bamberg

nahm, daß sie einen rechtschaffenen Mann haben sollte. Vorerst stellte sie sich indeß doch an, als wenn sie auf den Verliebten böse wäre, und sagte, vielleicht läßt er sich noch zureden. Da sie aber nach ein Paar Tagen einmal merkte, daß Meister Grünspecht bei einem Gläschen Wein guter Dinge war, lenkte sie das Gespräch auf Glaskopfen, lobte seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit, und wiederholte, was er an dem jungen Grünspechtchen gethan habe! Am Ende sagte sie: ich dächte doch, lieber Mann, du wärest gegen den redlichen Burschen dankbar, und gäbst ihm die Fanny.“ Sie sagte dieß mit so viel Herzlichkeit, daß er nach einigem Wortwechsel wirklich seine Einwilligung dazu gab.

Die Hochzeit wurde bald, zwar ohne großes Gepränge, aber sehr vergnügt vollzogen. Das neue Ehepaar zog in Herrn Hollunders Haus. Glaskopf reisete im Lande umher und kaufte Ochsenhäute ein, und Herr Hollunder besorgte die Rechnung und den Briefwechsel, und beide erwarben sich ein ansehnliches Vermögen durch Fleiß und gute Wirthschaft.

Frau Glaskopf schenkte ihrem Manne drei Söhne. Von Kindheit auf hielt sie ihr Vater zur Religion an, und flößte ihnen Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott ein. Oft, wenn er unter ihnen saß, pflegte er zu sagen: „Kinder! verlaßt euch auf die Paar Thaler nicht, die eure Eltern durch ihren Fleiß sich erworben haben. Die sind sehr vergänglich, Feuer, Wasser, Krieg, Räuber können uns in Einer Nacht alles rauben, was wir in vielen Jahren mit saurer Mühe erworben haben. Das aber, was man gelernt hat, das bleibt. Und wenn Trübsal eintritt, und böse Menschen unsere Freude uns verleiden, so kann uns Geld und Gut nicht retten. Aber die Religion, lieben Kinder, die stärkt, die beruhigt, die rettet uns in allen Nöthen. Die Religion ist das Beste, was ein Vater seinen Kindern mitgeben kann.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Heinrich Glaskopf ein Unterhaltungsbuch für die Jugend

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1262#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414029-1